Allgemeine
Deutsche Volks-Bibliothek.

Dritter Jahrgang.

Fünfter Band.

Der Fünfnummern-Teufel.

Eine Erzählung aus dem Leben

von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Der
Fünfnummern-Teufel.

Eine Erzählung aus dem Leben

von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Der Fünfnummern-Teufel.

Von

Heinrich Smidt.

Erstes Kapitel.

Wie ein Märchen aus der Vorzeit Tagen klingt es zu uns herüber.

Ein Märchen, finster und grausend, daß unsere Stirn erbleichen und die Kniee schlottern macht; ein Märchen, das uns in Angstschweiß badet und den Pulsschlag des Herzens still stehen heißt.

Und dies ist das Märchen:

Auf seinem glühenden Throne, umwogt von einem Flammenmeer, saß Satanas, der oberste Fürst der Hölle. Er schlug den feurigen Mantel um die Schultern, trug das Haupt mit der sengenden Krone hoch aufrecht und blickte, rollenden Auges, in dem weiten Kreise der Hölle umher.

Die dienenden Teufel bebten vor der Gewalt dieses Blickes zurück; sie stürzten, wie von hundert Blitzen getroffen, zu Boden und stießen ein dumpfes Wehgeheul aus.

Satanas erhob seine donnerähnliche Stimme:

„Wo sind sie, die ich ausgesendet? Ein Tag, ein langer Tag ist wiederum verstrichen und keine Botschaft ist mir gekommen, daß die Befehle, die ich ertheilte, vollzogen sind. Erhebe Dich, plärrendes Gewürm und schaue

nach den säumigen Boten aus, die meine Geisel von giftigen Schlangen fühlen sollen."

Bei der bloßen Nennung dieser entsetzlichen Strafe wimmerten die dienenden Teufel und eine Stimme erhob sich im Gewühl:

„Gnade, Herr! Gnade!"

Satanas brüllte laut:

„Wann hast Du gehört, daß Satan Dem Gnade erwiesen, der sie verdiente? Und Du forderst sie für Die, welche gefehlt haben? Für diese Frechheit sollst Du der Schemel meiner Füße sein, wenn ich mich mit der Schlangengeisel erhebe, um die Ungehorsamen zu züchtigen. Entarteter Teufel, der um Gnade zu flehen vermag."

Da brausete es wie ein weltzerstörender Orkan von allen vier Winden heran. Riesige Nachtvögel erhoben sich mit rauschendem Flügelschlag; aus Schluchten und Gründen zuckten Flammen auf; in den Flammen hüpften verzerrte Larven und grinsende Fratzen.

Der Pförtner der Hölle riß die mächtige Pforte weit auf und rief:

„Sie kommen vom Aufgange und vom Niedergange, über Meer und Land, aus den Thälern und von den Bergen! Sie kommen die Boten, die unser Herrscher gesendet, und seufzen unter der Last, die ihren Rücken krümmt."

Und sie rauschten heran die Teufel der sündlichen Begierden und warfen sich, sammt ihrer Beute, nieder vor dem Throne des mächtigen Gebieters.

„Hier bin ich, Satan!" sprach der Teufel der Wollust, sich erhebend. „Ich habe Deine Befehle vollbracht. In die Herzen von dreihundert Jünglingen habe ich das Gift der Wollust geträufelt. Ich habe sie kosten lassen von der verführerischen Leidenschaft und sie treiben sich nun selbst unaufhaltsam dem Verderben zu. Die Dreihundert sind Dein."

„Pah! Dreihundert!" unterbrach ihn der Teufel der Trunkenheit. „Ich bringe Dir Dreitausend. Ich habe

ihnen zugeflüstert, die Frucht des Feldes den Brüdern zu rauben, damit diese der Speise mangelten, und habe sie angewiesen, aus dem befruchtenden Keim der ährenreichen Garben einen Feuertrank zu brauen, der ihren Geist verdummt, ihren Körper erschlafft und in ihren Eingeweiden mit grimmigen Schmerzen wüthet. Sie sind Dir verfallen."

„Satan!" rief der Dritte. „Ich habe die Opfer nicht gezählt, die ich Dir bringe; sie fielen mir so rasch zu, daß es mir zum Zählen an Zeit gebrach. Aber die betreßten Herren am grünen Tische, der zerlumpte Bettler in der räucherigen Schenke, sie Alle sind mir verfallen; ich habe meinen glühenden Durst mit ihrem Herzblut gesättigt."

So sprach der Kartenteufel und zog sich selbstgefällig zurück, um dem Folgenden Platz zu machen.

Und nach einander knieten vor dem Throne des gefürchteten Oberhauptes die Teufel des Geizes, der Verschwendung, des Wuchers und aller andern Laster, die den Menschen ankleben in der sündlichen Zeitlichkeit, vor Allem die fadscheinige Heuchelei, und ihre Zwillingsschwester, die Frömmelei, die mit niedergeschlagenen Augen umhergeht, wie Wölfe in Schafskleidern und über die Unachtsamen herfällt, um sie zu zerreissen. Sie Alle prahlten mit Dem, was sie gethan, seit ihr Oberhaupt sie auf die Erde gesendet hatte; sie posaunten ihr Lob mit vollen Backen aus und wußten des Rühmens kein Ende.

Aber Satanas runzelte immer mehr und mehr die Stirn. Er schleuderte Blitze auf Blitze aus den Augen und schlug mit dem baumlangen Scepter um sich, als wollte er seinem ganzen Gesinde den Garaus machen.

„Heißt das meinen Willen vollstrecken?" rief der Fürst der Hölle im Zorn und der Orkan des Westen verstummte vor dem Donnerklang seiner Stimme. „Ist Einer unter Euch, der nur im Geringsten seine Schuldigkeit gethan hat? Mit solchen jämmerlichen Kleinigkeiten wollt Ihr Euch meinen Beifall erwerben? Ihr schwimmt,

wie alles Gesindel, auf der Oberfläche herum, aber Keiner von Euch vermag in die Tiefe zu dringen. Fluch und Verderben über Euch! Ihr sollt die Zahl Eurer Opfer nicht nach Tausenden berechnen. Nach Millionen sollt Ihr zählen und erst auf den Trümmern der ausgestorbenen Welten will ich Euch das bacchantische Fest ausrichten, das Euch für Eure Thaten belohnen soll. Aber Ihr habt diesen Tag des Lohnes durch Euere Trägheit weit hinausgeschoben und sollt dafür meinen strafenden Arm fühlen!“

Die Boten der Hölle krümmten sich im Staube und stießen ein Wehgeheul aus. Satanas aber erhob die Schlangengeisel und schwang sie um sein Haupt, daß es zischte aus hundert Mäulern, und blitzte aus tausend Augen. Und jedes Zischen war ein Gifthauch, jedes Blitzen ein Dolchstoß in's innerste Lebensmark.

Als die Züchtigung vorüber war und die ganze Hölle, vor Entsetzen verstummt, sich krümmend im Schmerz, am Boden lag, erhob sich eine gedrückte Gestalt, die bis dahin zusammen gekauert in einem Winkel gesessen hatte. Es war ein alter Teufel, der sich nie für ein bestimmtes Fach ausgebildet, sondern in alle Arten der Teufelei gepfuscht hatte, so viele es deren nur giebt. Von jeder Wanderung, die er durch die Planetenbahn unternommen, war er glorreich heimgekehrt, denn wohin sein Fuß getreten, war jedes Glück vernichtet und aus der Spur, die er zurückließ, keimte namenloses Elend. Eine Reihe solcher glänzender Erfolge machte die übrigen Diener der Hölle bestürzt. Der Teufel des Neides entflammte sie mit einer zischenden Rede und vereinigte sich mit ihnen, dem gemeinsamen Feinde ein Bein zu stellen, worüber er stolpere. Das gelang über die Maßen wohl, denn welches Böse gelingt dem Teufel nicht? Er ward durch den unvermutheten Sturz für den öffentlichen Dienst unbrauchbar und als hinkender Teufel in den Ruhestand versetzt. Satan, dessen Liebling er bis jetzt gewesen, würdigte ihn fortan keines Blickes mehr.

Das wurmte den hinkenden Teufel und er suchte emsig nach einer Gelegenheit, um sich die frühere Gunst seines mächtigen Gebieters wieder zu verdienen. Seit er von dem öffentlichen Dienst entfernt worden, hatte er Muße vollauf, über neue Ideen zu sinnen, die ihm wieder auf die Beine helfen sollten. Er sann und sann mit der größten Anstrengung und endlich gelang es ihm, das Problem zu lösen. Er sah sich in Gedanken wieder in seine Stelle als ersten Günstling eingesetzt und zum Liebling der ganzen Hölle erhoben. Im Gefühl dieses Glückes verbarg er das Hinken soviel nur möglich, als er sich jetzt in Unterwürfigkeit dem Throne des unumschränktesten Souverains näherte:

„Du zürnst, mein hoher Gebieter, und mit Recht, denn es ist teufels-erbärmlich, was diese Leute für jammervolle Geschäfte gemacht haben. Bei solchem lauen Wesen muß aller Verkehr zwischen Erde und Hölle nach und nach auf Nichts reducirt werden und unsere Entrepots, die sonst mit armen Menschenseelen bis unter das Dach gefüllt waren, zeigen bereits Lücken auf Lücken. Ja, zu meiner Zeit ....“

Satanas erhob dräuend die Kralle.

„Verzeih!“ fuhr der hinkende Teufel fort. „Ich bin alt und das Alter macht geschwätzig. Das Berufen auf frühere Zeiten ist ganz überflüssig. Du willst die That der Gegenwart und diese sollst Du aus meiner Hand empfangen.“

„Was faselt der Schwätzer?“

„Du hast einen erhabenen Teufelssinn, Satan, der über die gewöhnlichen Teufeleien weit hinaus ist, wie der vielgelesene „Courrier-Satan“ dies bereits in einer Reihe von leitenden Artikeln gebührendermaßen anerkannt hat. Nur Außerordentliches kann Deine Phantasie noch fesseln und ein flüchtiges Wohlgefallen bei Dir erregen. Ein solches Vergnügen Dir zu verschaffen, siehst Du mich bereit.“

„Sprich! Sprich! Du mißbrauchst meine Geduld!“

„Das ist bereits der Anfang meiner Teufelei, erhabener Satan! Du wartest, wie ich mit wahrem Belials-Vergnügen bemerke, schon seit geraumer Zeit auf meine Gabe und wirst noch viel länger warten müssen, aber dann sollst Du Befriedigung vollauf haben; Befriedigung so seltener Art, daß Du nach einem schwelgerischen Genusse ganz erschöpft ausrufen wirst: Es ist genug!“

„Wenn das keine teuflische Lüge ist, — für die ich Dich mit meinen Zähnen zerreißen werde! — Wenn Du mich wirklich dahin bringst, daß ich ausrufe: Es ist genug! so ernenne ich Dich zum Großkreuz —“

Satan hielt erschrocken inne. Schmerzlich zusammen zuckend sank er auf seinen Feuersessel zurück. Seine sämmtlichen Creaturen lagen winselnd am Boden und der hinkende Teufel warf sich mit einer unaussprechlichen Gebehrde in den Staub:

„Eine so ausgesuchte Qual hatte ich weder Dir noch Andern zugedacht. Indem Du sie über Dich und uns verhängst, beweisest Du, daß Du mehr wie je, unser Herr und Meister bist. Dir genügen weder die Opfer, welche der Wollust, noch der Trunkenheit fallen, noch die tausend Andern, die Deine unwürdigen Knechte Dir zugeführt. So laß mich denn versuchen, von jedem Einzelnen die Quintessenz zu nehmen und daraus einen ganz neuen Teufel zu erschaffen.“

„Was bedeutet das?“

„Einen Teufel will ich schaffen, der die Menschen dahin bringt, daß sie, um ihre Begier nach seinen Gaben zu befriedigen, dem Kranken sein Bett, dem Durstigen seinen Labetrank rauben; einen Teufel, der dem Vater das Herz versteint, der mit Hohnlachen sein Kind der Schande preisgiebt, um Dir wohlgefällig zu sein; einen Teufel will ich schaffen, der die Mutter dahin bringt, daß sie ihre Tochter nackt hinausstößt in's Elend, um auf Deinem Altar zu opfern. Ich schaffe Dir einen Teufel, der dem Bettler einen Goldpfennig zeigt, damit er seine Seele ausbiete, einen Fürsten, der mit Gleichgültig-

keit seine Unterthanen in den Abgrund stürzen sieht, weil seine Chatulle sich füllt; ein ganzes rasendes Volk, das Dir huldigend zu Füßen liegt und sich zu Deiner Füße Schemel macht."

Satan frohlockte: „Schaffe mir diesen seltnen Teufel!"

„Erschaffen will ich ihn und bitte deshalb nur um eine kleine Geduld!" antwortete mit geschmeidigem Rücken der hinkende Teufel und befahl dann, daß alle seine Collegen um ihn einen Halbkreis schließen sollten. Er stellte darauf einen großen Kessel in die Mitte, füllte ihn mit den seltensten Ingredienzien an, deren Werth nur die zuschauenden Teufel zu würdigen wußten, und ließ die hellsten Flammen um denselben emporschlagen, daß es darin siedete und brodelte, wie ein kostbarer Hexenbrei. Nun ging er mit scharfem Messer auf den ersten Teufel los und trennte ein Glied von dessen Körper, das er in den siedenden Kessel warf. Es war aber das Glied, worin gerade die meiste Kunstfertigkeit des operirten Teufels ruhte. Darum zuckte und zerrte dieser auch aus allen Kräften, aber Jener kümmerte sich darum wenig, weder bei dem Ersten, noch bei den Uebrigen, die nach und nach an die Reihe kamen. Es geschah Allen, was dem Ersten geschehen, und als das letzte Glied in den Kessel fiel, und die Lohe darüber zusammenschlug, lachte Satanas so laut, daß die Grundfesten der Hölle schwankten und Alles zitterte und bebte.

Der hinkende Teufel befahl nun Allen, sich zu zerstreuen, und trat zu seinem Kessel, den er wohl besorgte. Er schäumte denselben zur rechten Zeit, er schürte das Feuer an, so oft es noth that, und ließ es nicht an Aufmerksamkeit fehlen, bis endlich das Feuer von selbst erlosch und eine dicke, unförmliche Masse auf dem Grunde des Kessels liegen blieb.

„Bist endlich fertig?" rief Satan.

„Ich bin's, mein Gebieter! Wenn Du über den schwarzen Brei im Kessel den Höllensegen aussprechen

willst, wird die regungslose Masse, die auf seinem Grunde liegt, sich beleben, und Du siehst Denjenigen, der bestimmt ist, Dein satanisches Herz mit tausend Teufelswonnen zu erfüllen."

Der Höllensegen ward gesprochen; ein satanisches Grausen flog fieberisch durch den ganzen Kreis.

Auf dem Boden des Kessels begann es sich zu regen; es kribbelte und krabbelte unter und über einander; es kratzte an die Wände und gleich darauf sprang ein junger wohlgestalteter Teufel daraus hervor, der ein fast menschliches Ansehen hatte, und nur dadurch auffiel, daß er vor der Stirn und auf der Brust fünf weiße Schilder trug, auf welchen fünf schwarze Nummern verzeichnet waren.

„Das ist ein Teufel von meiner Mache!" sagte der Hinkende, wohlgefällig lächelnd seine Schöpfung betrachtend, und am Besten nennst Du ihn Fünfnummern-Teufel. Gestatte, Herr, daß er zu den Füßen Deines Thrones niederknieen und Dir den Huldigungseid leisten darf."

Satan gewährte. Der Jüngstgeborne der Hölle warf sich vor dem Throne nieder, um den Eid der Treue zu schwören: Die erste Lüge seines Lebens, denn der Meineid ist des Teufels Ruhekissen.

„Und nun, Allerhöllischste Majestät!" begann der hinkende Teufel, seinem Souverain ein Aktenheft übergebend, das mit glühenden Charakteren bemalt war, „durchfliege diese Schrift, die ich sorgfältig für Dich ausarbeitete; sie wird Dir sagen, was dieser Sohn meiner Laune Dir nutzen soll."

Satan durchflog die Schrift mit steigendem Interesse. Er schlug die Blätter zusammen, daß die Funken davon flogen, sprang von seinem Sessel auf und rief mit brüllendem Gelächter:

„Willkommen! Willkommen! Du bist der Rechte! Gehe hinauf zur Erde und beginne Dein Werk! Du wirst sie zu Tausenden in mein Netz treiben und es über ihren Kopf zusammenziehen; Du wirst Dir Alle dienstbar machen,

und ich werde meinen Scepter über die ganze Welt strekken vom Aufgange bis zum Niedergange. In den Abgrund mit Euch, Ihr greises Lumpengesindel, und naht Euch nur, um diesem Kinde dienstbar zu sein, das ich über Euch Alle erhebe und ihm den Platz zu meiner Linken einräume."

Die ganze Hölle war außer sich, denn seit einem Jahrtausend hatte Satan keinem von ihnen eine solche Gunst erwiesen. Der jugendliche Teufel aber küßte die dargebotenen Krallen, die so heiß waren, daß er das Maul verzog, stellte sich zur Linken Seiner unterirdischen Majestät, als müßte es so sein und sagte mit verschmitztem Lächeln:

„Fast hätte die Lebensgluth, die dieser Kuß mir eingehaucht, mich dienstunfähig gemacht, noch ehe ich den Dienst begonnen. Aber Herr, wie groß auch die Ehren sind, die Du mir erweisest, und obgleich mein teuflisches Gemüth so sehr davon erfüllt ist, daß ich mich selbst holen möchte, so ist dies doch nicht Zweck und Ziel meines Daseins. Ich gehöre nicht in den Kreis dieser klugen und erfahrenen Männer, welche die Hölle mit ihrem Ruhme füllen; ich sehne mich nach ungemessener Thätigkeit, wodurch es möglich wird, als ein würdiges Mitglied in diesen Kreis zurückkehren zu können. Darum befiehl Deinem Pförtner, daß er nicht mit seinen drei glühenden Rachen nach meinen Beinen schnappe, wenn ich durch das Höllenthor fliege.

Satan zögerte einen Augenblick mit der Erlaubniß: „Du bist mit großen Gaben ausgerüstet. Wirst Du sie auch stets im Interesse meines Staates verwenden? Bedenke dies wohl. Wenn Du durch Deine Schuld den Zweck Deiner Sendung verfehlst, Deine Strafe würde schrecklich sein."

Der junge Teufel erwiederte nichts, aber er trat dicht vor Satan hin und blitzte ihn mit dem stechenden Glanze seiner Augen an. Die fünf Schilder auf Stirn und Brust glühten hell auf; die Zahlen drohten aus ihren Rahmen

zu springen und drehten sich mit immer größerer Schnelle um sich selbst. Und mit ihnen drehten sich die verworrensten Gruppen, seltsame, abentheuerliche Gestalten, in dem wunderlichsten Farbengemisch, daß die Teufel ringsumher erst mit lautem Jubel diesem Schauspiele zusahen, dann aber, von Furcht erfüllt, sich weiter und weiter zurückzogen, das Auge zu Boden geschlagen, den Pferdefuß mühsam nachschleppend.

Satan blickte lange unbeweglich auf das ihm dargebotene Schauspiel, dann aber wandte er unwillkürlich das Gesicht ab und rief:

„Weg mit dem Gaukelspiel! Ich glaube, Du wärst im Stande, mich selbst zu verführen, Dein Anhänger zu werden, wenn ich Dich noch einige Zeit gewähren ließe."

„Du machst mich stolz, mein hoher Gebieter!" entgegnete der junge Teufel und ließ die Nummernschilder erbleichen.

„Burschen Deinesgleichen darf die Hölle nicht lange beherbergen!" rief Satan mit innerlichem Behagen. „Du bist für sie zu klug und würdest bald einen Aufruhr zuwege bringen, der mich veranlassen könnte, den alten Guillotinen-Teufel wieder zu Ehren zu bringen. Also fort mit Dir nach der Oberwelt. Vollführe Deine Sendung mit Erfolg und ich werde Dir ein teufelmäßig gnädiger Satan sein. Hinweg mit Dir!"

„Glühe auf, Satan! Brate und lasse braten! Es soll Dir an Vorrath für Deine Küche nicht fehlen."

Mit diesen Worten erhob sich der junge Teufel und zum ersten Male schwebten die fünf Nummern unter dem Schmettern der Trompeten in die Welt hinaus.

Zweites Kapitel.

Es gab (oder giebt) irgendwo auf deutscher Erde ein Land, — ich kann es nicht mit Namen nennen, aber ich will es zeichnen, so deutlich als ich es vermag.

Das Land war glücklich vor vielen Andern, denn der gütige Schöpfer hatte es reich mit allen Gaben ausgestattet, die den Wohlstand wecken und fördern.

An seinen Grenzen rauschte das Meer, das Meer, welches auf seinem smaragdnen Rücken den Segen der Fremde wiegt und den Ueberfluß den heimathfremden Völkern zuträgt.

Von den innersten Landesmarken bis zum Küstenrande flatterte das Silberband der Ströme und an ihren Ufern erhoben sich blühende Städte und lachende Dörfer.

Auf den üppigen Feldern wogten die goldenen Saaten. In den Gärten duftete der sammtene Pfirsich, am luftigen Spalier reifte die durchsichtige Traube.

Und in den Häusern und Straßen der Städte, in den Gärten der Dörfer und Weiler lebte ein glückliches Volk, das täglich die Hände dankend zum Himmel empor hob und nur dies Eine bat, daß es immer so bleiben möge, wie jetzt.

Aber die Glücklichsten des Volkes lebten in der Hauptstadt des Landes, in dessen Mitte sich der Palast erhob, darinnen der Vater Aller wohnte. Es war ein frommer gerechter Fürst, voll Milde und Güte, der seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßte und die Freudenthränen, die seine Kinder weinten, für den schönsten Schmuck seiner Krone hielt.

Und mit diesem guten, frommen Fürsten hatte das Volk ein volles Menschenalter gelebt. Keiner von Allen wußte es anders.

Da traf sie Alle ein harter Schlag.

Der geliebte Fürst stand eines Morgens nicht, wie er zu thun gewohnt war, mit der Sonne von seinem Lager auf. Die bestürzten Diener eilten nach Aerzten, die Aerzte kamen und schüttelten ernst das Haupt.

Und als selbigen Tages die Sonne sank, überzog die Blässe des Todes das Gesicht des Fürsten und mit überströmenden Augen sanken die Umstehenden in die Kniee.

Der Fürst blickte sie Alle noch ein Mal an, er brei-

tete seine Hände aus und flüsterte: „Ich segne Alle! Alle!“ —

Und er neigte sein Haupt und starb.

Eine lange Zeit der wehmüthigen Trauer brach an für das verwaiste Land. Mit dem ersten dumpfen Schall der Todtenglocke hüllte sich Alles in schwarze Gewänder, und als diese, der Sitte gehorchend, endlich wieder verschwanden, hallte der Schmerz noch lange im innersten Herzen wieder.

Den verwaisten Fürstenstuhl des Vaters hatte kein geliebter Sohn eingenommen. Der alte Fürst war unvermählt geblieben. Eine unerwiederte Jugendliebe vergiftete die ersten Jahre des Jünglings und dann nahmen die vielen Sorgen und Mühen für seine große Familie alle seine Zeit und Kräfte so sehr in Anspruch, daß er für die Sorgen eines eigenen Heerdes keine übrig behielt.

Ein junger Herr kam in's Land, aber er war diesem fremd. Als ein entfernter Verwandter des Verstorbenen erbte er Krone und Land. Er wurde Herr eines Volkes und empfing seine Huldigungen. Das Volk wandte dem neuen Gebieter die alte Liebe zu, aber dieser verstand sie nicht zu bewahren.

Auswärts, an einem üppigen Hofe erzogen, brachte er Sitten und Gewohnheiten der Fremde mit in die neue Heimath, die diese nicht kannte, von denen sie sich mit Erschrecken abwendete.

Er liebte Glanz und Pracht und breitete sie auf eine nie gesehene Weise um sich her. Er hatte ein reiches Besitzthum überkommen, aber er hielt es für unerschöpflich. Diese Täuschung rief unermeßliches Elend hervor.

Die alten, bewährten Rathgeber des Verstorbenen wurden nicht weiter gehört. Man entließ sie in Gnaden mit einer Ordenskette um den Hals und einer Pension in der Tasche.

Neue Rathgeber traten an deren Stelle. Junge, le-

bensluſtige Geſellen, welche größtentheils mit dem Fürſten aus der Fremde hierher kamen. Sie waren ihrem Herrn blind ergeben und jeder ſeiner Winke war für ſie ein Geſetz.

Sie ſahen wohl die Leiden des Volkes, das den Untergang ſeines Glückes beweinte. Aber was bekümmerte es ſie? Waren ſie doch nicht auf dieſer Scholle geboren, mit den Leiden und Freuden der Bewohner nicht aufgewachſen. Sie achteten nur darauf, daß ihr Gebieter zufrieden ſei, daß ſein Auge ſonnenhell glänzte, denn nur dann war auch ihr Horizont wolkenfrei.

Die Fürſtenburg ſtrahlte immer reicher und üppiger im Schmucke erkünſtelter Feſte.

Das Haus des Bürgers ward immer leerer an Glück und Freude. Dort erblickte der ſtaunende Fremde den orientaliſchen Glanz eines Sardanapals, hier ſchlich ungeſehen und ungetrocknet die Thräne des Kummers über die bleiche Wange.

Zehn Jahre waren dahin gegangen.

Dem Bewohner des Palaſtes entrauſchten ſie mit dem Fluge des Adlers.

An der Hütte krochen ſie langſamer vorüber, als die Schnecke über den Stein fortkriecht, der in ihrem Wege liegt.

Das Bedürfniß ſtieg mit jedem Tage und die öffentlichen Kaſſen waren leer. Der Credit war dahin.

Der Fürſt blieb unermüdlich in ſeinen Forderungen. Seine Räthe wußten keinen Ausweg mehr, wie man die erhaltenen Befehle vollſtrecken ſollte und doch hatte Keiner den Muth, ein freies Wort zu ſprechen.

Endlich wollte es Einer wagen. Die Noth war zu gebieteriſch, es blieb kein anderes Mittel übrig. Aber kaum hatte er das erſte ſchüchterne Wort geſprochen, als dem Fürſten die Zornesgluth in's Geſicht ſtieg und er mit dem größten Unwillen ausrief:

„Gehen Sie zum Teufel! Ich brauche Gold, aber keine Redensarten!“

Der Gesandte ging mit diesem Bescheide zu seinen harrenden Collegen zurück:

„Durchlaucht hat gesagt: Gehen Sie zum Teufel! Er verlangt Gold und keine Redensarten. Was ist zu thun?“

Sämmtliche Räthe saßen um den grünen Tisch und beriethen sich angelegentlichst. Aber es half ihnen nichts: Das Räthsel der Sphinx blieb ungelöst.

Da strich ein Luftzug durch den Sitzungssaal. Den Einen hauchte es so heiß an, daß er genöthigt war, sich mit dem Schnupftuche Kühlung zuzuwehen; dem Andern däuchte es so dezemberlich, daß ihn fröstelte und er mit den Zähnen klapperte. Alle sahen sich einander an. Es war ihnen unheimlich, sie wußten selbst nicht, warum.

Aller Augen unsichtbar war der Fünfnummern-Teufel in den Saal getreten und umkreiste die Tafel mit glühenden Blicken. Sein Auge blieb an dem einen Ende derselben haften, wo derjenige von den Räthen saß, dem sein Fürst vorhin hatte zum Teufel gehen heißen. Der Teufel sah ihn so scharf an, daß es dem Armen bis in das innerste Mark drang, und er unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr.

Die Wahrzeichen, oder vielmehr die Lügenzeichen des Teufels — die fünf Nummern — glühten auf wie Brillantfeuer und wie ein Blitz stand er dem sinnenden Rathe zur Seite Er umschlang ihn mit seinen Armen und verwuchs so fest mit seiner Gestalt, daß sie Beide Eins schienen.

Jemehr der Teufel in dem fürstlichen Rath aufging, um so belebter wurden die Gesichtszüge desselben, seine Augen leuchteten fieberisch, seine Finger zuckten. Und als der Teufel nun endlich sein Inneres ganz durchdrang, stieß er unwillkürlich einen Schrei aus.

Der Schrei war so herzzerreißend, so furchtverkündend und höhnend zugleich, daß die übrigen Herren des Collegiums erschrocken aus ihrem Nachdenken auffuhren.

„Ich hab's!" rief Jener laut. Und als er einige Zweifel auf den Gesichtern seiner überraschten Collegen las, schrie er: „Wenn ich's nicht habe, soll mich des Teufel holen!"

Und dabei zuckte er merklich zusammen, denn der Teufel in ihm zwackte ihn so tüchtig, daß er davon Bauchgrimmen bekam.

„Was haben Sie, Verehrtester?" fragte das Plenum der Rathenden; konnte es aber nicht ergründen.

„Ich hab's, wie man dem Willen Sr. Durchlaucht Genüge leistet und dabei den Kopf ungefährdet aus der Schlinge zieht. Allein das Ganze ist, wie sich von selbst versteht, ein Staatsgeheimniß, und deshalb große Vorsicht vonnöthen. Ich schlage demnach vor, daß diese geheime Sitzung in eine wirklich geheime verwandelt werde."

Erschreckt von dem Außerordentlichen dieses Antrages beschloß das Collegium sogleich, dem ungewöhnlichen Ansinnen Folge zu leisten, und die Berathung so heimlich zu halten, als nur möglich.

Niemand, als der Teufel, war während derselben gegenwärtig.

Als die Sitzung beendigt war, hing vor dem Munde jedes Rathes ein salomonisches Schloß mit sieben Siegeln. Der dienstthuende Kammerherr sagte später aus, Se. Durchlaucht habe zwar die Deputation des Staatsraths sehr mürrisch empfangen, allein mit den gnädigsten Ausdrücken entlassen und mit Gnadenbezeugungen überschüttet.

Und seiner Zeit verkündeten alle Amts- und Kreisblätter und von allen Kanzeln herab ward es verlesen, daß Se. Durchlaucht geruht habe, nach einer ganz neuen, bisher nicht gekannten Idee eine öffentliche

„Zahlen-Lotterie"

in's Leben zu rufen, welche nach dem weiter unten mitgetheilten Plane eingerichtet und mit der baaren Summe von zweihundert fünfzig tausend Thalern garantirt sei.

Die Wirksamkeit dieses vortrefflichen Instituts stehe bereits im nächsten Monat bevor.

Nach dieser officiellen Bekanntmachung und den dazu gehörigen Aktenstücken erfolgten nun noch in dem „Nichtamtlichen Theil" der privilegirten Zeitung mehrere ergreifende Artikel, deren ungefährer Inhalt war, daß die landesväterliche Huld des Fürsten allen seinen geliebten Unterthanen, ohne Unterschied des Standes und der Person, ein Mittel geboten habe, stets guter Hoffnung zu sein, und daß es Jedermann freistehe, seinen letzten Groschen für ein Glücksloos einzutauschen und das verführerische Glücksrad, als das Ziel seines Strebens, stets vor Augen zu haben. Die Worte klangen etwas anders, aber der Sinn war so. Darum wünschte der Zeitungsschreiber auch, daß das fürstliche Gnadengeschenk seinem vollen Werthe nach gewürdigt und von allen treuen Unterthanen bestens benutzt werden möge.

Als im nächsten Monat, der Höchsten Vorschrift gemäß, die erste Ziehung der Zahlen-Lotterie stattgefunden hatte, erschien folgende amtliche Bekanntmachung:

„Die erste Ziehung des mit 250,000 Thalern Allerhöchst garantirten hochfürstlichen Lotto's ist Dienstag den 5. Januar unter der Aufsicht der von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht Allerhöchst verordneten Justiz-Direction mit den angeordneten Formalitäten öffentlich erfolgt.

Die aus dem Glücksrade gezogenen Nummern sind:

89. 9. 53. 37. 46.

Alle durch diese Ziehung gefallenen Gewinne werden gegen Einlieferung des Billets in den Comptoirs, wo die Einlage geschehen, sogleich und ohne Abzug ausbezahlt.

Die zweite Ziehung geschieht am 12. Januar dieses Jahres.

Hochfürstliche General-Lotterie-Direction."

(L. S.)

Drittes Kapitel.

Die Lotterie war eingeführt. Es war ein fremdes, seltsames Gewächs in dem heimischen Boden. Die Menge schaute es an, halb furchtsam, halb neugierig, sie wußte nicht recht, was sie damit beginnen sollte. Kein Mensch wollte glauben, daß es mit den prunkenden Verheißungen Ernst sei; man begriff nicht, wie es möglich sein sollte, Reichthümer zu erwerben, ohne zu arbeiten; man schüttelte den Kopf, als es hieß: „Der goldene Regen fließt Dir in den Mund, ohne daß Du nöthig hast, auch nur das Unbedeutendste zu wagen.“

Fast wäre das ganze kühne Project an der Zweifelsucht dieser beschränkten Menschen gescheitert und tausend Thränen wären nicht geflossen, tausend Unglücksfälle hätten nicht stattgefunden, tausend Verbrechen wären ungeschehen geblieben. Aber der Fünfnummern-Teufel, obgleich dem sterblichen Auge unsichtbar, war überall gegenwärtig; er schürte das Feuer, wo es schwächer brannte, er hauchte den Funken, der schon unter der Asche zu verlöschen drohte, neues Leben ein, und sorgte unermüdlich, damit des Satans Werk auf Erden nicht zu schanden werden möge.

Endlich trat die Krise ein. Einer hatte es gewagt. Der bescheidenste Satz war gesetzt; die kleinste Münze auf eine einzelne Nummer. Man nannte das einen Auszug. Als die Ziehung geschehen war, hing die Nummer vom Balkon des Rathhauses. Der Gewinn ward realisirt und der Einsatz fünfzehn Mal herausbezahlt. Der Kerl, der den Gewinn gemacht hatte, betrank sich denselben Abend und kam mit leeren Taschen und wüstem Kopfe nach Hause. Am andern Morgen war er krank, er vermochte nicht zu arbeiten nnd am Ende der Woche erhielt er den halben Lohn. Aber er hatte doch gewonnen, und sann unaufhörlich, wie er abermals — allein zu einem bedeutenderen — Gewinne gelangen könne.

Das war der Anfang. Von da ab ging es reißend vorwärts. Es war, wie der Tod, welcher, einer verheerenden Krankheit folgend, sich in die dichten Menschenschaaren drängt, von dem es im Liede heißt:

„Klein und dürftig ist er angekommen,
Wie ein Kind, das um die Gabe bettelt;
Doch er ist zum Riesen angewachsen,
Furchtbar groß in einer Stunde Wechsel.
Mit den Füßen steht er in der Wüste,
Mit dem Haupte reicht er in die Wolken,
Von den Händen trieft das Blut der Männer,
Und sein Athem welkt die frische Blüthe.

Nur die Furchtsamen und Aengstlichen dachten bald nur noch an den Auszug und setzten eine Kleinigkeit in der Hoffnung auf einen bescheidenen Gewinn. Die Entschlosseneren wollten einen weitern Schritt thun.

Zwei Zahlen müssen gesetzt werden, zwei Zahlen, das heißt, gerade die Gesetzten müssen unter den fünfen sein, die aus dem Glücksrade gezogen werden, das nennt man eine Ambe und diese wird dreihundertfach bezahlt. Das ist ein Treffer.

Freilich, es ist immer nur eine Ambe. Wenn man dagegen unter den zu ziehenden fünf Nummern drei erräth, so hat man eine Terne gewonnen und der Gewinner zählt nach Tausenden.

So viele Zahlen sind schon im Stande, auch ohne Branntwein dem Armen einen Rausch anzuhängen und ehe er noch mit diesen Aussichten völlig auf's Reine ist, genügen sie ihm nicht mehr und er verlangt das Vierfache: „Wenn ich eine Quaterne gewönne! dann müßte mir die Direction meinen Gewinn sechzigtausend Mal ausbezahlen und ich wäre geborgen für Zeitlebens mit Kindes- und Kindeskindern!“

„Du Thor!“ ruft sein Nachbar. „Wenn Du so viel wünschest, kannst Du auch mehr wünschen, und was man sich recht wünscht, das bekommt man auch. Wo vier

Nummern herauskommen, kann auch leicht die fünfte gezogen werden. Dann hat man eine Quinterne und kriegt nicht nur alles Geld, was sich in der Lotterie befindet, sondern auch die Garantie von 250,000 Thalern und weil dies Alles nicht reicht, noch ein großes Rittergut dazu."

Aber das waren nur bloße Ideen; nichts als Geschwätz hinter der Bierkanne und dem Schnapsglase in den untersten Schichten. Dort fing das Gift am schnellsten zu wirken an. Der Teufel ist schlau. Er vergiftet zuerst die sogenannten kleinen Leute; er trägt den Brütstoff in die Seelen Derer, die nicht Geisteskraft genug haben, zu unterscheiden, sondern, im Jubel oder im Zorn gleich blind, fortstürmen und mit dem eignen Brande alles Andere in Flammen setzen, daß es brennen und verbrennen muß, es mag wollen oder nicht.

Allmählich aber that das beharrliche Streben seine Wirkung. Hier und da wurde ein schüchterner Versuch gewagt.

„Possen!" sagte Einer. „Ich weiß wol, daß es nichts ist, aber zum Spaß kann man es doch ein Mal versuchen. Wenn man auch einen Gulden oder einen Thaler verliert, davon wird man nicht alle."

Und mit der verfluchten Lüge: „Einmal ist Keinmal!" auf den Lippen, geht er hin und setzt seinen Thaler. Es gelingt. Er steckt den leicht erzielten Gewinn ein und geht behaglich von dannen. Zu Hause überlegt er: „Was einmal gelang, kann auch ferner glücken!" Nun kann er kaum die nächste Ziehung abwarten und der Spieler ist fertig.

Aber mit ihm wagen zehn Andere denselben Versuch. Sie setzen andere Nummern und verlieren. Sie pressen die Lippen zusammen und suchen ihren Aerger hinunter zu würgen. Aber der Thaler darf ihnen nicht verloren sein; den müssen sie wieder haben und wo möglich in der nächsten Ziehung. Die verdammte Nummer wird doch wohl endlich einmal zum Vorschein kommen? Sie eilen in die Collecte und zehn neue Spieler sind fertig.

Mit dem bloßen Rathen hält es der Spiler nicht lange aus. Auf einen solchen losen Grund kann er nicht fortbauen. Wer wird sich dem Zufall preisgeben? Man muß mit Ueberlegung, mit Bedächtigkeit zu Werke gehen. Alles in der Welt geschieht nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen, nur hier allein sollte der Zufall blind walten? Ein Thor, der daran glaubt! — Er greift nach der Feder, vertieft sich in endlose Berechnungen und wir sehen einen Spieler, der sich nach Systemen ruinirt.

Aber nicht Alle handeln nach Systemen. Der tiefe Forschergeist, der mit der größten Weisheit der Welt im weichen Grase stolpert und sich die Nase zerschlägt, ist nicht Jedem gegeben. Der Schwächere greift nach andern Mitteln, die ihm bequemer sind und was er nicht auf natürlichen Wegen erreichen kann, das sucht er auf unnatürlichen. Klüger, als der Weise, sagt der Einfaltspinsel zu sich selbst: „Wie kann ich vorher ausrechnen, ob der Waisenknabe, der die Nummern ziehen soll, gerade diese oder jene greift?" Aber in demselben Augenblicke kommt ihm irgend eine Albernheit in den Sinn, wobei er an eine Zahl erinnert wird, auf die er alle seine Hoffnungen setzt, und die nun nicht wieder aus seinem Gedächtnisse weicht. Mit ihr wird er stehen und fallen. Der Aberglauben, der überall ein reiches Feld für sich gewann, hat sich auch hier einen umfassenden Kampfplatz erobert.

Es ist nicht genug, daß die Lotterie die Phantasie der Wachenden beschäftigt und jede Stunde des Tages Herz und Sinn der Spielsüchtigen füllt. Auch die Nacht will ihren Antheil; die Combinationen des Spielers steigen hinauf in das Land der Träume.

„Was hat Ihnen heute Nacht geträumt?"

„O, sehr Merkwürdiges. Ich sah einen Stern vom Himmel fallen. Er fiel in einen endlosen Raum und unzählige Andere folgten ihm nach."

„Charmant! Sie sind ein Glückskind. Das bedeutet eine Quinterne. Es kommt nur darauf an, die rechten Zahlen heraus zu rechnen. Und Sie?"

„Ich sah auf klarem Wasser zwei Enten schwimmen.“

„Sieht eine schwimmende Ente nicht aus, wie eine Zwei? Also nichts leichter, als zu errathen, daß das die Nummer zwei und zwanzig ist. Nichts weiter dabei?“

„Doch. Ich fütterte die beiden Thiere mit einem Kringel, den sie gierig verschlangen.“

„Da haben wir's! Mit einem Kringel? Wissen Sie nicht, daß ein Kringel genau aussieht, wie eine Acht? Sie haben eine Ambe geträumt: 22. und 8.“

„Wenn es nur zutrifft. Ich habe noch so manchen bescheidenen Zweifel.“

„Zweifel? Bei dieser Sonnenklarheit? Wenn ich so bestimmt hundert Thaler hätte.“

„Wenn Sie aber so gewiß von der Richtigkeit überzeugt sind, warum setzen Sie denn nicht selbst diese Nummern? Sie können ja so gut gewinnen als ich.“

„Das kann ich nicht. Nur Dem, der die Nummern geträumt hat, schlagen sie zum Glücke aus.“

Eine neue Art Aberglauben; noch ein Bischen ärger, als die andern. Der Träumer setzt seine Nummern und sie kommen heraus; ein Anderer, der zufällig dieselben Nummern setzt, gewinnt nicht. Man weiß in der That nicht, ob man seinen Verstand noch hat, wenn man dergleichen Unsinn mit der ernstesten Miene von der Welt versichern hört.

Aber die geträumten Nummern sind von dem Träumer wirklich gesetzt und mit Schrecken sieht er am Ziehungstage, daß sie ausgeblieben sind.

„Das ist ganz natürlich,“ tröstet ihn der wissende Freund. „Es ist im Spiel, wie in der Natur Erst säet man das Korn, dann reift es und dann wird erst geerntet. Man muß den Gewinn zweimal locken, dann beißt er zum dritten Male um so sicherer an.“

Aber auch die dreifach gesetzte Nummer bleibt aus und der neuen Wehklage werden neue Gründe entgegengesetzt. Nicht dreimal hinter einander muß man setzen,

sondern jedes Mal eine Woche dazwischen verstreichen lassen. Es will Alles seine Zeit haben.

Und der Spieler wird nun ein Grübler, der hin und her und her und hin überlegt und, in ewige Unruhe sich verzehrend, Pläne auf Pläne ausheckt, die alle scheitern und ihn dem Wahnsinn zuführen.

Das sind die Fundamente, worauf der Fünfnummernteufel sein System aufbaut. Und er kann mit Sicherheit auferbauen; der Grund ist gut gelegt. Was ein Mal steht, das stürzt nicht wieder zusammen.

Viertes Kapitel.

Es ist Ziehungstag. Der große Tag der Woche, welcher zu diesem edlen Werke ersehen ist, ist der Dienstag. In den Collecten, das heißt in jenen Schreibstuben, wo man die Einsätze zahlt und die Loose erhält, ist es schon mit dem frühesten Morgen lebendig. Ein langer Tisch steht mit gedruckten Listen, unausgefüllten Loosen und Schreibzeugen bedeckt längs der Stube. Hinter demselben sitzt der Inhaber der Collecte, sein Weib und seine erwachsenen Kinder, die Feder in der Hand. Sie Alle sind des Schreibens und des Geschäftes kundig, und harren der Spieler, damit sie kommen und ihr Schärflein zum Opfer bringen, das sie nimmer wieder sehen. Ist das Geschäft in einer Hauptstraße des Ortes, so sind auch wohl noch zwei oder drei Lohnschreiber zur Hand, welche dem Hausherrn einen Theil der Last, die seiner wartet, abnehmen. Die Augen der schreibseligen und schreibbegierigen Menschen sind starr auf die Fenster gerichtet, ob denn nicht endlich Einer kommen will. Das Nummernbrett hängt doch augenfällig genug vor der Thür.

Ja, dies Nummernbrett. Es steht mit großen Buch-

staben darauf gemalt: „Hochfürstliche Zahlenlotterie" und unter diesen Worten sind fünf Nischen, worin die fünf Nummern als fünf Lockvögel hausen, die in der vorigen Ziehung herausgekommen sind. Nur am Morgen des neuen Ziehungstages müssen sie das Feld räumen und die fünf leeren Höhlen starren den Vorübergehenden an, wie eben so viel Abgründe, in welche er sein Wohl und Wehe versenken kann. Aber nur das Erstere sinkt unter, das Zweite bleibt ihm sicher, gleich wie der böse Hauskobold, der auf dem Rücken des Abgebrannten sich aus den Flammen rettete, und dem schon so vielfach von ihm Gequälten zurief: „Gottlob! daß wir Beide davongekommen sind!"

Und durch die Scheiben blickt noch, halb verschämt, ein Glücksrad! Es steht stumm und unbeweglich. Aber willig öffnet es sich dem Spieler, der nicht weiß, welche Nummern er wählen soll, und in dieser Minute die Zahlen herauszieht, die wenig Stunden nachher der Waisenknabe für ihn ziehen soll. Könnt Ihr Euch eine Dummheit denken, die größer ist als diejenige, welche an die Erfüllung eines solchen Zufalles glaubt?

Der Tag rückt weiter vor. Ein Dienstmädchen, zum nächsten Krämer geschickt, huscht scheu in die Collecte. Sie hat ihrer Herrschaft etwas weniger und etwas schlechtere Waare gekauft und der erbeutete Groschen dient dazu, ein Paar schon oft gesetzte Nummern wieder zu besetzen. Es ist ihr Geburtstag und der ihres Geliebten.

Ein Bettler schleicht des Weges daher, sein Gang ist unsicher. Von langem Siechthum erstanden, fehlt Kraft und Stärke. Ihn hungert. Ein Vorübergehender reicht ihm mitleidig eine Gabe. Schon steht der Hungernde vor der Thür des Bäckers, da fällt ihm plötzlich ein, daß heute Dienstag sei. Er begnügt sich damit, die Hälfte des empfangenen Almosens für trockenes Brod zu verschwenden, und stillt mit der zweiten Hälfte das dringende Bedürfniß, auch für diese Ziehung auf einen Auszug hoffen zu dürfen.

Das Kind vom Hause ist auf dem Wege zur Col-

lecte. Es hat ein blankes Zweigroschenstück in der Hand. Scheu tritt es in die Comptoirstube, flüstert seine Nummern und eilt eben so scheu wieder hinaus, das erhaltene Loos mit zitternden Fingern zwischen den Falten des Kleides verbergend. Es war das erste Mal, daß es diesen Gang wagte. Es geht einige Schritte weiter über eine Brücke und etwas Weißes fällt in das Wasser. Es ist ein Brief, den das Kind auf die Post tragen und mit dem blanken Zweigroschenstücke frankiren sollte. Der Brief wird nun wohl nicht ankommen, aber das Kind ist seliger Hoffnungen voll in Bezug auf die Ereignisse des Nachmittags, und es geht gefaßt in die Kinderlehre, wo der Geistliche mit bewegter Stimme von der Liebe der Kinder zu den Aeltern spricht.

Aber es wird voller in den Collecten und aus der Masse kann man die einzelnen Figuren nicht mehr herauskennen. Der angesehene Bürger und der Proletarier, der Bauer, der zur Stadt, der Seemann, der von seinem Schiffe kommt, sie haben Alle denselben Gedanken. Die Schreiber haben vollauf zu thun, sie füllen eine Liste nach der andern, und der Geldhaufen, der vor jedem Einzelnen liegt, thürmt sich immer ansehnlicher auf. Es ist nicht blos der Groschen des Armen, der hier geopfert wird, auch der Reiche bringt seine Thaler. Nicht zufrieden, daß er genug, und übergenug hat, er verlangt noch mehr, er will Alles. So legt er sich den Spruch der heiligen Schrift aus: „Wer da hat, Dem soll gegeben werden, auf daß er die Fülle habe."

Da schlägt es zwölf und wie elektrisirt springen die Schreiber schweißtriefend von ihren Sitzen auf. Sie sind erlöst, denn nach zwölf Uhr dürfen keine Einsätze mehr angenommen werden. Wer es dennoch thut, der unternimmt das Wagniß für eigene Gefahr und Rechnung, und verfällt obenein, wenn es herauskommt, der Ahndung des Gesetzes. Nun, man schließt auch mit großem Geräusche die Vorderstube des Hauses, worin sich das Comptoir befindet; was aber in dem verschwiegenen Käm-

merlein auf dem Hofe geschieht: Wer will das verrathen? Es hat's Niemand gesehen. Sie sagten, der Besitzer der Collecte halte da Mittagsruhe, und es sei wunderbar, daß die Aus- und Eingehenden ihn nicht darin störten. Dabei ist aber gar nichts Wunderbares, denn sie gingen so überaus sachte.

Jetzt beginnt eine beklagenswerthe Zeit. Es ist Mittag und erst um vier Uhr Nachmittags schlägt die Stunde der Entscheidung. Womit soll man diese unerträgliche Pause ausfüllen? Mit Arbeit? Wer könnte dazu Ruhe finden. Im gemeinsamen Gespräch? O, nicht doch. Es könnte ja Jemand ausschwatzen, welche Nummern er gesetzt und dann wisse die ganze Welt noch vor Abend, daß und wie viel man gewonnen habe. So unumstößlich gewiß ist es, daß man gewinnen muß. Es kann fast nicht möglich sein, daß sich der Wahnsinn noch weiter steigert.

Aber, wie langsam die Stunden auch vorüber schleichen, sie nehmen doch ein Ende. Schon lange vor beginnender Ziehung wird es lebendig auf der Stätte, wo sie geschehen soll. Auf dem großen Marktplatze, dem hochfürstlichen Schlosse gegenüber, liegt das Rathhaus, dessen reiche Freitreppe wohl zu würdigeren Zwecken gebaut wurde, als zu diesem Schauspiele zu dienen. Die Freitreppe, sonst Jedermann zugänglich, damit er sich umschaue auf die umherliegenden Prachtbauten und sich ergötze, ist um diese Stunde gesperrt und mit eisernen Gittern verschlossen. Auf dem Balkon, zu welchem sie hinaufführt, erblickt man mehrere Vorkehrungen. Eine lange Tafel ist daselbst aufgestellt. Sie ist vollständig mit einem grünen Teppich bedeckt, dessen Enden mit der Fürstenkrone und dem fürstlichen Namenszuge geziert sind. Oben auf derselben, und zwar am äußersten Ende, steht das Glücksrad, welches für so Viele ein Rad des Unglücks wird. An der entgegengesetzten Wand lehnen neunzig hölzerne Tafeln, von der Größe eines Quadratfußes, worauf die auch in das Glücksrad zu werfenden Nummern von 1 bis 90 verzeichnet stehen. Wenn später die Ziehung statt-

findet, wählt man aus diesen die gezogenen Nummern aus und hängt sie an der Brustwehr des Balkons „zu Jedermanns Ansicht" aus. Die Diener des Lottoamtes gehen auf dem Balkone geschäftig hin und her, und haben ein wachsames Auge darauf, daß zu dem hochwichtigen Werke Alles wohl vorbereitet werde.

Während dies draußen, in Gegenwart des ganzen Publikums geschieht, versammeln sich in den innern Räumen des Rathhauses die Mitglieder der Ziehungs-Commission. Ja, es giebt eine ganze Commission zur Ueberwachung dieses blutsaugerischen Geschäftes zwischen Fürst und Volk. Nicht genug, daß das Verwerfliche geschehe, es muß auch mit dem nöthigen Anstande, in den gehörigen Formen geschehen.

Da erschallt Trommelschlag und unter Anführung ihres Hauptmannes erscheint ein Theil der Stadtmiliz, die den Platz besetzt und dazu bestimmt ist, den gezogenen Nummern die Honneurs zu machen, auch wohl so nebenher mit die Ordnung und Ruhe in der allmählig anschwellenden Masse zu erhalten. Und wie die bewaffnete Macht sich unten mit aller Grandezza ausbreitet, erscheint auf dem höchsten Balkon des Hauses die Macht des Friedens in der Gestalt der Stadttrompeter. Sie schauen gar wichtig darein, und wichtig ist ihr Thun: Sie müssen fünf Mal hintereinander die Backen vollnehmen, denn es wäre gegen alle Ordnung, wenn nicht jede Nummer bei ihrem Erscheinen aus dem Glücksrade mit Sang und Klang begrüßt würde.

Alle Vorbereitungen sind nun getroffen; die Diener reißen die Flügelthüren auf, welche aus dem Innern des Hauses auf den Ziehungs-Balkon führen, die Trompeten schmettern, die Milizen schultern, die Mitglieder der Ziehungs-Commission treten heraus und nehmen an der langen Tafel Platz. Ein Ah! der Erwartung entströmt dem Munde der Anwesenden, aber es geht noch lange nicht los, denn gut Ding will auch gute Weile haben.

Alles solide und ohne Betrug! Nur Geschwindig-

keit und keine Hexerei! Man darf nicht eher eine Nummer aus dem Glücksrade ziehen, bevor man sich nicht überzeugt hat, daß sie Alle darin sind. Darum werden sie jetzt in Gegenwart eines Jeden, der Lust zu kommen hat, einzeln geprüft, dem Publikum gezeigt, dann aufgerollt, in eine besondere Kapsel gesteckt und an den Ort ihrer Bestimmung befördert. Das beginnt mit Nummer Eins und endigt mit Nummer Neunzig! Und das Publikum sieht diesem über alle Maßen langweiligen Hanthieren mit einer solchen Gemüthlichkeit zu, daß es Einem wie eine Gänsehaut überläuft.

Das Seltsamste aber ist, auf welche Weise die sorgsam geprüften Nummern in das Glücksrad befördert werden. Es wird zu diesem Geschäft ein Waisenknabe erwählt, den man in eine mittelalterliche Tracht ohne Taschen steckt, damit er nichts beiseite bringe, z. B. eine zu hoch besetzte Nummer. Ein Knabe wie Milch und Blut, mit herabwallendem, goldenem Lockenhaar und schwärmerisch leuchtenden blauen Augen. Er schaut in der fremdartigen Gewandung aus, wie ein Page, der in Entzücken versunken, in sehnender Pein zu dem Balkon emporblickt, wo seine reizgeschmückte Herrin weilt, die träumend ihre zarten Finger durch die Saiten ihrer Laute gleiten läßt.

Armes Kind! Von Allen angestarrt, nur nicht mit dem Blicke der Liebe; geflucht von allen Spielern, denen Du nicht die rechten Nummern ziehst! Was hast Du, was haben Deine dir unbekannten Aeltern verbrochen, daß Du, vor einer gaffenden Menge mit verbundenen Augen zur Schau ausgestellt, die Maschine sein mußt, wodurch ihre stockenden Pulse in Bewegung gesetzt werden?

Nun ist es so weit! Das Glücksrad wird gedreht und die Klappe geöffnet. Der blindgemachte Knabe greift hinein und holt eine der Nummern heraus. Sie wird ausgerufen und öffentlich ausgehängt. Jeder sieht, was er gewonnen und nicht gewonnen hat. Mit Musik und militärischen Ehrenbezeugungen wird dieser wichtige Actus begrüßt.

Aber in demselben Augenblick erhebt sich ein gewaltiger Jubel! Geschrei, Lachen, Pfeiffen, alles hallt wild durcheinander. Es ist der unwillkührliche Ausbruch des Volksdankes für die endlose Gewissenhaftigkeit der Leiter des markaussaugenden Spieles. Es muß Jedem die Ueberzeugung beigebracht werden, daß die Nummer wirklich aus der Kapsel genommen ist, darum wird sie sogleich vom Balkon aus blind in den Haufen hinein geschleudert, und wo sie niederfällt, entsteht eine Balgerei ohne Gleichen, denn Jeder will überzeugt sein, daß es sich wirklich so verhält, Jeder will in den Besitz der Kapsel kommen, denn der hohe Verwaltungsrath löst sie für einige Groschen ein, damit er keine neue machen zu lassen braucht.

Und wie es bei der ersten Nummer war, so ist es bei allen Uebrigen, nur daß sich je nachdem die erregten Hoffnungen immer mehr schwinden, die rohen Ausbrüche der Leidenschaften steigern, bis am Schlusse die wilde Meute mit lautem Toben auseinander stäubt. Es ist ein traurig Zeichen.

Fünftes Kapitel.

Ein sorgsamer Maler hat Bedacht darauf, daß auf seinem Gemälde Licht und Schatten gehörig vertheilt sind, denn der Mangel des Einen würde die Schönheit des Andern beeinträchtigen.

Ich will ein sorgsamer Maler sein. Den finstern Grund, den ich vor meinen Lesern ausgebreitet habe, will ich mit den Blüthen einer bescheidenen Behaglichkeit, eines heitern Familien-Stilllebens schmücken.

Ein kleines, im Schimmer seltner Reinlichkeit leuch-

tendes Haus liegt unter einigen dichtbelaubten Linden. Im Schatten der Bäume sitzt nach vollbrachtem Tagewerk der Hausvater, umstrahlt von dem Golde der scheidenden Sonne, das durch das flüsternde Laub auf ihn, herabfällt. Zufriedenheit spricht aus allen seinen Zügen ein heiteres Lächeln ruht auf seinen Lippen.

Seine Hausfrau tritt zu ihm und setzt einen Labetrunk vor ihn hin: „Lasse Dir die Zeit nicht lang währen, Vater. Bald sollst Du essen. Die Margarethe ist gleich fertig. Es ist ihre Woche und ich lasse sie nach Gefallen wirthschaften."

„Sie wird werden, wie ihre Mutter. Wir erleben viele Freude an Margarethe. Es ist ein gar frommes, arbeitsames Kind."

„Aber ihre Schwestern nicht minder. Ich bitte es mir aus, daß Du die Anna und die Doris für nicht minder gut hälst. Es sind alle Drei unsere Kinder."

„Gewiß, Mutter, gewiß. Ich habe mich auch nie der Sünde theilhaftig gemacht, eines unserer Kinder zurückzusetzen, um dafür das Andere desto mehr zu loben. Ich rühmte nur die Margarethe, weil ich gerade von ihr sprach. Gelt, Alte, ich bin ein eitler Vater! Aber wo sind denn die Mädchen?"

„Wirst sie bald genug sehen. Die beiden Andern sind eben von ihrem Tagewerk gekommen und tollen im Hause herum. Ich höre sie schon kichern und zischeln."

„Und Arnold? Erst ist er von uns weg in die Stadt gezogen, das gefällt mir nicht. Nun läßt er auch noch mit seinen Besuchen auf sich warten, oder kommt gar nicht. Das gefällt mir noch weniger. Es liegt ihm etwas im Kopfe, meine ich."

„Ja, was wird's sein! Sein neues Amt macht ihm Sorge. Er wird sich noch nicht hinein finden können."

„Possen! Er ist Schreiber auf der Rathsstube und schreibt nach, was die andern ihm vormalen. Dazu gehört nicht viel. Mir war es vom Hause aus nicht recht. Hätte es lieber gesehen, der Junge wäre in die große

Hellebensche Fabrik getreten, deren Werkmeister ich bin. Mit seinem Kopfe hätte er es leicht weit bringen können und wenn ich einmal mein Geschäft niedergelegt, wäre er an meine Stelle getreten, und abermals hätte ein Werkmeister Arnold Sander hier das Werk geführt."

„Wie kommst Du wieder darauf? Verdirbst Dir ja Dein Erholungsstündchen hier unter den grünen Bäumen."

„Hast Recht, Kind. Fiel mir nur gerade so in den Sinn. Es ist mir Alles recht, wie es eben ist, denn jeder Beruf macht glücklich, dem wir uns aus freier Neigung mit Leib und Seele hingeben. Der Arnold war immer ein Bischen oben hinaus, darum angelte er mit der Feder nach einem Sitz auf der Rathsbank und trägt wohl gar den künftigen Bürgermeister im Kopfe mit sich herum. Ha! Ha! Ha! Aber da sind die Mädchen! Hollah, junges Volk! Reißt mich nur nicht gar von der Bank herunter."

Und behaglich freute sich der Vater des Anblicks der blühenden Töchter, während die Mutter in geschäftiger Eile den Tisch deckte und mit freundlichem Worte zu dem bescheidenen Mahle einlud, das Frohsinn und Herzlichkeit würzten.

Der Abend dämmerte stärker herein. Die hohen Mauern des unfernen Fabrikgebäudes traten immer mehr in den Schatten zurück, aber aus den kleinen Häusern der Arbeiter, die weit verstreut umher lagen, blickte die Lampe mit hellem Schein, und auf dem Heerde winkte die gesellige Flamme.

Der Vater hatte mit Aufmerksamkeit in die Ferne geschaut und schüttelte mit dem Kopfe.

„Was ist Dir, Vater?" fragte die Mutter.

„Was wird's sein?" entgegnete dieser aufstehend. „Mir scheint's, als ob dort längs den Gartenzäunen Jemand entlang schleicht. Wer an die Fabrik etwas zu bestellen hat, kann mitten auf dem Wege bleiben. Ich will doch einige Schritte näher gehen. Ha! Hollah! Wer

ist der gute Freund hinter dem Fliederbusch? Dort hinaus geht kein Weg."

„Weiß, lieber Herr Sander, Weiß' — Erhalte Sie Gott gesund! Was thun Sie noch in der späten Abendluft?"

„So, so! Er ist es, Aron Moses! Was soll's wieder? Habe ich es Ihm nicht oft gesagt, daß für Ihn und Seine Helfershelfer hier nichts zu machen ist? Wir verdienen Tag um Tag unser Brod auf eine ehrliche Weise und wollen mit dem Hasardiren nichts zu thun haben. Scheere Er sich fort."

„Nu, nu! Wer wird sein so hart mit 'n armen Familienvater, der geht seinem Verdienst nach? Kannen Sie's den Leuten verdenken, daß sie setzen en Paar Nummern, damit sie leben in Hoffnung, un kannen werden reiche Fabrikherren, so gut, wie der Hellleben, für den sie müssen opfern ihr Schweiß un Blut?"

„Jetzt hat Er hohe Zeit, daß Er das Fersengeld gibt!" entgegnete Sander erregt, „Lasse Er ordentliche Leute ungeschoren. Es gibt Gesindel genug in der Stadt, das sich und die Seinigen an den Bettelstab bringt und dem Lande zur unerträglichen Last wird; hier draußen wollen wir von Seiner Kunst, schnelle Reichthümer zu erwerben, nichts wissen."

„Soll mich auch der Gott Abrams bewahren, daß ich komme zu gehn in's Haus vom Herrn Werkführer Sander, was ist aufgebaut aus Tugend und Gottseligkeit. Is Jedermann seines eigenen Glückes Schmied und wenn Einer nich will das Gold und den Reichthum, ich werde ihn nich werfen zum Fenster hinein. Aber ich zahle meine Abgaben un Steuern, daß ich kann treiben mein Geschäft, wie ein ehrlicher Mann zu allen Zeiten un an allen Orten, wie es mir gefällt. Wenn ich also den Arbeitern in ihren Hütten von meiner Waare anbiete, un sie haben Lust, davon zu kaufen, so können der Herr Werkmeister nicks davon un nicks dazu thun, und wenn Sie auch sind ein gewaltiger Mann in der Fabrik, so sind Sie

doch nicht gewaltig genug, mir zu schmälern meinen Erwerb."

Der alte Sander fühlte nur zu gut die Wahrheit dieser Bemerkung und weil er sah, daß er hier nichts zu hindern vermochte, lief ihm desto rascher die Galle über und im hohen Grade erbost, rief er:

„Jude! Wenn ich mich selbst nicht bedächte, legte ich Hand an Dich und verabreichte Dir eine tüchtige Tracht Schläge. Nimm sie aber für genossen an. Guter Gott, ist es dahin gekommen, daß ein solcher Schuft sich laut seines schändlichen Wuchers rühmen und noch obendrein höhnend gegen einen ehrlichen Mann auftreten darf? Schier Dich Deiner Wege, Kerl! Du bist mir viel zu schlecht, als daß ich meine Hände mit Dir beschmutzen möchte."

Aron Moses trat einen Schritt zurück und warf einen stechenden Blick auf den zürnenden alten Mann:

„Mein! Was sind Euer Gestrengen für ein gewaltiger Herr! Darf sich ein armer Jud nicht unterstehen, zu thun einen Athemzug, wo sich hat in den Weg gepflanzt der Herr Werkmeister? Ich will thun, wie der Herr Sander befohlen haben und die Prügel, die mir zugedacht waren, für genossen annehmen. Gott meiner Väter! Es wird kommen ein Moment, sie mit Zinsen zurückzuzahlen."

Mit den Worten war der Jude auf und davon. Vater Sander aber kehrte, ärgerlich darüber, sich so erhitzt zu haben, zu den Seinigen zurück.

Hier hatte sich die Scene verändert. Der junge Rathsschreiber war eben aus der Stadt gekommen und die Schwestern bemühten sich, ihn zu bedienen, während die Mutter ihm in Kürze die Ereignisse des Tages erzählte. Arnold lächelte den Schwestern zu, hatte für die Mutter ein williges Ohr und rief dem nahenden Vater einen lauten: „Guten Abend" zu. Er gab sich den Seinen heiter und unbefangen, und doch war etwas Erkünsteltes in seinem ganzen Wesen. Er war in Gedanken wo anders, sein Gemüth war durch irgend etwas befan-

gen. Vater Sander merkte das auf den ersten Blick und bekümmert um das Schicksal des einzigen Sohnes sagte er:

„Geht hinein, Ihr Weiber. Es giebt im Hause noch mancherlei zu schaffen und die Abendluft ist der Mutter auch nicht länger dienlich. Du aber, mein Sohn, bleibe noch eine Weile hier bei mir. Ich will Deinen Rath in einer Angelegenheit hören und die Margarethe mag uns ein Glas Wein dazu bringen.

Der Sohn saß dem Vater erwartungsvoll gegenüber. Dieser trank einige Tropfen, schob dem Sohne das Glas hin und sagte mit bewegter Stimme:

„Trink, mein Sohn und möge der Wein das Band Deiner Zunge lösen. Schon seit einiger Zeit betrachte ich Dich mit wachsender Bekümmerniß. Es quält Dich etwas, meine ich, und es wäre besser, Du thätest es von dem Herzen herunter."

„Das ich nicht wüßte, Vater. Ich habe nichts auf dem Herzen. Wie sollte ich auch ...."

„Das Band hält noch fest. Nimm etwas mehr Wein. Arnold, ich bekümmere mich wahrhaft, weil etwas vorhanden ist, was mir feindlich scheint und ich nicht ergründen kann. Vor einem offenen Gegner habe ich mich nie gefürchtet und wenn er mir drei Mal überlegen war: einem verkappten gegenüber vermag ich mich nicht zu behaupten. Hilf mir darüber hinweg, mein Sohn. Drückt Dich etwa Dein Amt, und reut's Dich, in die enge Rathsstube Dich eingepferchet zu haben? Nun, Jeder kann irren. Es ist zwar nicht besonders rühmlich, den Beruf zu wechseln, wie die Wäsche, aber ehe Du Dein Lebelang unter einer unerträglichen Last keuchst, nimm Deinen Abschied."

„Wo denkst Du hin, Vater?" rief Arnold erregt. „Um des Himmels willen nicht. Keinen andern Beruf, als diesen. Wenn ich in der Rathsstube bin, so bin ich dort mit Leib und Seele und wenn ich sie verlasse, weile ich dort noch in Gedanken. Nein Vater! Nicht dort

weg! Ich möchte . . . . Aber wozu alle Betheuerungen? Glaube mir, ich bin mit meinem Loose zufrieden."

„Also nicht?" Der alte Sander schwieg einige Augenblicke, dann ergriff er plötzlich die Hand des Sohnes und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

„Ich will es Dir sagen, Arnold. Dir genügt der Sitz an dem Schreibtisch nicht mehr. Das Werk, was Du zu treiben gezwungen bist, ist Dir zu schlecht, Du möchtest höher hinaus, möchtest Syndikus, Rathmann werden, wenn nicht gar Bürgermeister."

Der junge Mann ward blutroth: „Wo denkt Ihr hin, Vater? Wie könnt Ihr nur glauben . . . .?"

„Still, mein Sohn, ich weiß, was ich weiß. Dich treibt es vorwärts. Aus welchem Grunde? Ist es der natürliche Ehrgeiz der Jugend, oder sonst etwas? Du willst es mir nicht sagen und ich vermag es nicht zu errathen, also brechen wir davon ab. Was ich denn sagen wollte . . . . Es stehen mancherlei Veränderungen in der Familie bevor. Deine Schwester Doris wird uns nun bald verlassen."

„Also wirklich? Ich dächte doch, Vater, Du hättest nicht nöthig, Deine Töchter dienen zu lassen."

„Warum nicht? Ich diene ja auch meinem Brodherrn. Ehrlich dienen ist besser, als unehrlich lungern. Die Frau meines Prinzipals ist eine respectable Dame. Wir können von Glück sagen, wenn das Kind ihr gefällt. Es ist dort eine große Wirthschaft und sie kann etwas Tüchtiges lernen. Uebrigens ist es die Doris, die sich am meisten darauf freut."

Arnold seufzte. Der Vater that, als merkte er es nicht und fuhr nach einer Pause fort:

„Die Anna wird also wohl die Einzige sein, die als Stütze der Mutter im Hause bleibt, denn auf die Margarethe ist doch nicht sonderlich zu rechnen."

„Wie so, Vater?"

„Nun, Du weist ja, Dein Schulfreund, der — Matthias Hagen. Ist Dir doch nicht unbekannt, daß sie sich

immer gern sahen. Nun hat er sich förmlich um die Dirne beworben und nachdem Deine Mutter mit der Margaretha Rücksprache gehalten, denke ich sie zusammen zu geben."

Arnold hatte — man sah es ihm an — wieder neue Einwendungen zu erheben, allein der Vater ließ ihn nicht dazu kommen und sagte:

„Auf Rosen werden sich die jungen Leute nicht betten, aber das schadet nicht. Eine mühselige Jugend gibt ein behagliches Alter. Sein Vater hat das Geschäft um seiner verdammten Spielsucht willen vernachlässigt. Die Nummern haben ihm seine Gulden und seine Kunden zugleich entführt. Nun muß der Sohn von vorn anfangen. Aber um Den ist mir nicht bange, denn der Matthias ist brav und hat die Tischlerei bei seinem Meister aus dem Grunde erlernt."

Die dienende Schwester, dazu der Schwager mit dem Schurzfell, der in der kleinen Werkstatt sich mit einem Lehrburschen herumzankte, weil ihm die magere Kundschaft keinen Gesellen gestattete, waren dem Herrn Rathsschreiber gewaltig quer. Allein dem Vater durfte er es nicht sagen, darum zog er es vor, ganz zu schweigen.

Der Alte bemerkte das Alles recht gut; aber er gab sich die Miene, als wisse er nichts, und sagte unbefangen:

„Ich habe mir den Mund ganz trocken gesprochen. Auf Deine Gesundheit, mein Sohn."

Er schlürfte den Rest des Weines und stand auf, die Hand auf die Schulter des Sohnes legend:

„Mit Dir ist aber auch nichts anzufangen. Geh in Frieden, mein Sohn. Ich sehe wohl, Dein Vater kann es Dir heute Abend nicht recht machen. Mögen wir uns also morgen Abend fröhlicher wieder sehen. Ich weiß, Du hängst gern Deinen Gedanken nach; so thue es auch jetzt, und überlege ein Weilchen, was Dir Dein Vater gesagt hat. Deine Schwestern lieben Dich so zärtlich; sei ihnen ein guter Bruder und vergilt ihnen mit gleichem Maaße. Das geschieht aber nicht, wenn Du das be-

scheidene Loos, was ihrer wartet und was sie so freudigen Herzens begrüßen, mit spöttischen Blicken betrachtest und von dem Glücke, was sie sich mit den schönsten Farben ausmalen, Dich naserümpfend abwendest. Denke nach, mein Sohn und bleibe ein Freund der Deinen."

Der Vater ging hinein, nicht ohne dem Sohne noch einmal tief bewegt die Hand gedrückt zu haben. Dieser sprang auf und unter den Bäumen auf und abgehend, sagte er vor sich hin:

„Er quält mich entsetzlich, ohne daß er es weiß. Diese Veränderungen in der Familie sind eben so viele neue Hindernisse für mich, und ich habe noch so manche alte aus dem Wege zu räumen. Was soll daraus werden? Was helfen alle Anstrengungen, alle Studien und der redliche Wille meiner Gönner? Was hilft die treue Gesinnung des lieblichsten Mädchens, wenn sich immer wieder solche Abgründe vor mir aufthun? Aber ich will nicht ermatten. Ein so großer Preis ist auch wohl der außerordentlichsten Anstrengung werth. Sie müssen überwunden werden, und ich thäte es gern, wenn nur die Hindernisse nicht gerade stets von Denen kämen, welche sie mir am Ehesten aus dem Wege räumen sollten, von dem Vater und den Geschwistern. Aber daran darf ich nicht denken, denn sonst werde ich bitter und das ist nicht die Stimmung, worin ich einen Gang, wie ich ihn vorhabe, beginnen kann."

Sechstes Kapitel.

Als das Haus des würdigen Werkmeisters sich schloß, waren es zwei Personen, die in dem Dunkel der Nacht allein blieben, nämlich der Rathsschreiber und der Lotteriejude. Da aber dieser Letztere unsern Blicken zuerst entrückt worden, so lassen wir Arnold langsamen Schrittes

den Weg nach der Stadt einschlagen, und sehen uns nach Aron Moses um.

Der Jude, der sich voll Bosheit von dem Werkmeister trennte, brummte noch eine Weile die ärgsten Verwünschungen vor sich hin, und nahte sich den Wohnungen der Fabrik-Arbeiter mit dem festen Entschlusse, sie zu seinem Vortheile zu beschwatzen und außerdem gegen den Werkmeister, der ihn schwer gekränkt, soviel Bitterkeit zu erregen, als möglich. Aber sein Werk schien ihm nur unvollkommen zu gelingen, denn in manchen Häusern lagen die Bewohner schon im tiefen Schlafe und anderswo hieß man ihn bei Tage wieder kommen, weil man bei so später Abendzeit nichts mit derlei Besuchen zu thun haben wollte. Diese Hemmnisse aber steigerten nur den Grimm und die Rachelust des Juden, dem es endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, eine offene Thür zu finden.

Es war im Schenkhause, wo noch einige Männer hinter dem Kruge Bier saßen, und lebhaft mitsammen über den Tag und seine Ereignisse discurirten. Hier war die Regierung, dort der Fabrikherr, hier der Fürst, dort die Finanzlage an der Tagesordnung. Das Gespräch wurde lebhafter, denn Jeder glaubte Recht zu haben und Keiner hatte Recht. Darum der steigende Lärmen: denn nur wo ein großes Maul mit tönenden Phrasen seine Scheinweisheit auftischt, regt er den Lärm bis zur unglaublichen Höhe an. Wo ein Mann mit schlichten einfachen Worten die unwiderlegliche Wahrheit mit tiefer Ueberzeugung ausspricht, nimmt die allmählich verstummende Menge das Gesagte schweigend hin.

Mitten in dieses wirre Geschrei, das bereits zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß die Streitenden sich kaum noch verstehen mochten, erschien Aron Moses und trat mit scheinbar ängstlicher Unterwürfigkeit an den Tisch:

„Mein! Was ist das? Wie können so ehrsame Leute sich zanken so heftig um nicks? Werden Sie nicks dazu thun, was die Vornehmen beschließen un nicks davon weg-

disputiren, denn die sind wohl verwahrt und es kann ihnen kommen nicks an. Sie sagen, es sei das Recht der Welt, daß der Christ plagt den armen Juden und der gestrenge Fabrikherr läßt hungern un dursten nach Gefallen die Arbeiter. Als sie's nich schweigend hinnehmen, sollen sie noch vielmehr hungern und dursten."

In dem allgemeinen Jubel war die Rede des Juden nur unvollkommen verstanden. Dieser und Jener hörte blos vereinzelte Worte. Aron Moses war ein bekannter Gast im Kruge, das eigentliche Factotum für viele Arbeiter, namentlich für die Unverheirateten, deren Geschäfte er besorgte und sie dabei soviel und so oft über's Ohr haute, als sein ziemlich bequemes Gewissen es nur immer zuließ.

„Was will der Jude hier?" schrie ein stämmiger Bursche über den Tisch weg und Andere stimmten bei: „Laßt'n sich fortscheeren! — Wir haben jetzt andere Dinge vor! — Zum Schachern ist heute Abend keine Zeit! — Hinaus, Jude! Hinaus!"

Aber der Jude ging mitnichten. Ruhig ließ er alle Scheltworte und Schmähreden, die nicht gespart wurden, über sich ergehen und benutzte eine Pause des Schweigens, den Tobenden mit fast kreischender Stimme zuzurufen:

„Möcht' ich hören, warum Sie mich fahren so an? Können Sie doch nicht wissen, was ich hätte zu sagen zu der achtbaren Gesellschaft"

„Was kannst Du zu sagen haben? Nichts, gar nichts! Er will nur vom Schacher reden und uns seine verdorbenen Waaren aufschwatzen, aber es geht gegen den Sonnabend und da hat kein rechtschaffener Arbeiter einen Groschen zu derlei Ausgaben."

„Wai! das ist's! Wenn's nach meinem Willen ging und wenn Gerechtigkeit wär bei den Christenmenschen, so sollte ein Arbeiter, der sich für alle Faulenzer quält, damit sie vollauf Geld haben zum Verthun, soviel Geld haben, als er braucht zum Leben. Aber die Gerechtigkeit is im Himmel und läßt sich bei uns auf Erden nich sehn.',

Die Arbeiter schwiegen verdrießlich und nur Einer sagte, die Mütze brummend auf ein Ohr schiebend:

„Fehlt auch noch, daß Du hierher kommst, und die Köpfe verdrehen hilfst, die schon lange nicht mehr an der rechten Stelle sitzen. Halte Dein Maul, ich rathe Dir Gutes, sonst ...."

Der Arbeiter hob die Hand drohend und der Jude bückte sich unwillkührlich, dann sagte er im unterwürfigen Tone:

„Weiß ich doch nicht, wie kann Euch ärgern ein Wort, was ich habe unbedacht fallen lassen. Als es Euch nich is genehm, braucht Ihr es nicht zu nehmen auf. Ich bin gekommen daher, mich zu erfreuen des Wohlseins von meine Herren Kundleute un zu erfahren, ob sie nich können was brauchen?"

„Haben es Dir schon gesagt, wir brauchen nichts und wenn wir auch etwas brauchten, so haben wir doch kein Geld."

„Main! Was is das? Hab ich gesagt, ich muß haben gleich Geld? Habe ich nich gegeben einem ordentlichen Mann Credit un will ich es nich thun immerdar? Sagen Sie, was Sie brauchen, so schaffe ich es herbei, und Sie sollen zahlen, wenn Sie wollen und wenn Sie können! — Nu? Nicks? Gar nicks? Is eine gar zu betrübte Zeit für 'nen armen Juden! Kein Geschäft! Kein Handel! Kein Wandel!"

Er wandte sich, scheinbar betrübt, der Thür zu, aber schon nach den ersten Schritten kehrte er um und sagte mit dem ihm eigenthümlichen Grinsen:

„Was ich bin ein alter schwacher Mann, der vergißt die Hauptsache, worauf es kommt vor allen Dingen an. Is morgen Ziehungstag, un ich komme zu fragen, ob nich wollten die Herren ein Paar Groschen wagen daran, um sich zu sichern einen großen Gewinn?"

Die Arbeiter schwiegen. In diese Räume — Dank sei es den ernsten Ermahnungen des biedern Werkmeisters — war das Gift des Fünfnummern-Teufels nur

noch im geringen Grade gedrungen, und nur hier und da senkte sich eine Hand in die Tasche, den gefundenen Groschen ängstlich drehend und wendend, und überlegend, ob es noch einmal zu wagen sei oder nicht.

„Also nicks! Das betrübt mich sehr, und ich weiß nich, wie Sie können Ihr Glück so von sich stoßen. Meine Collecte ist die glücklichste von allen und es ward gemacht ein großer Gewinn darin zu jeder Ziehung. Bei dem Aron Moses spielt Jedermann und Jedermann gewinnt, nur nich der arme Collecteur. Das ist das Schicksal von den Collecteurs zu allen Zeiten."

Ein junger Arbeiter, welcher bis dahin mit der Schenkdirne an einem Ende der Stube eifrig gesprochen hatte, trat jetzt zur Gruppe:

„Willst uns wieder Loose aufschwatzen? Nichts da! Habe eben erst meinen Zank mit der Liesbeth da gehabt, daß sie so unsinnig gewesen ist, ein schönes Viergroschenstück auf eine einzige Nummer zu setzen."

„Als ein so gutes Kind, ein so schmuckes Kind setzt sein Geld auf eine Nummer, wird es haben einen Gewinn."

„Den Teufel auch hat es," entgegnete verdrießlich der junge Arbeiter. „Sie hat den Zettel verkramt, und aus Furcht, ich möchte schelten, hat sie es verschwiegen bis jetzt."

Der Jude zankte sich noch immer lebhaft mit dem jungen Arbeiter herum, und wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, um einigen Absatz für seine Collecte zu erwirken, als Liesbeth, die einen Augenblick weg gewesen war, zu ihrem Liebsten eilte und laut rief:

„Mir ist's plötzlich in den Sinn gekommen, Andreas, wohin ich den Zettel gethan und richtig, da ist er! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir ist es, als müsse das etwas Gutes bedeuten."

„Nu!" entgegnete Andreas. „So ist's gut, wenn nur der Zettel da ist, so kann man doch wenigstens schwarz auf weiß sehen, was man verloren hat. Aber so sind die

Weiber! Erst schwört sie Stein und Bein, ich müßte das Loos haben, sie wisse nichts davon, und nun hat sie es selbst verkramt. Du kriegst noch Deinen Text von mir, wenn das schöne Viergroschenstück, das ich Dir für Deine Sparbüchse gegeben habe, rund verloren ist."

„Darf ich sehen einen Augenblick das Loos? Darf ich?" sagte Aron Moses, sich fast unterwürfig nähernd, und hatte in demselben Augenblicke das Loos in der Hand. „Main! Die Jungfer hat Glück! Sie hat gewählt die Nummer Achtzehn und das is eine rare Nummer, eine schöne Nummer!"

„Was da!" rief Einer. „Diese Nummer ist wie alle andern! Warum soll diese gerade die beste sein."

„Weil sie is gekommen heraus, mein schmucker Herr!" entgegnete der Jude mit einem schlauen Lächeln. „Die Achtzehn is gekommen heraus, un die Jungfer hat gemacht 'nen Gewinn."

Das Mädchen schrie von Neuem laut auf. Andreas aber faßte sie, lautsingend, in die Arme und walzte mit ihr die Stube auf und ab. Dann aber wandte er sich zu dem Juden und rief:

„Wie viel haben wir denn gewonnen und wann können wir es kriegen?"

„Wenn der Herr und die Jungfer selbst will. Das Loos ist zwar nicht aus meiner Collecte, aber der Mann, der es ausgestellt hat, is gut, un ich will's einlösen gleich. Nummer Achtzehn is besetzt mit vier Groschen, un eine Nummer is ein Auszug, der bezahlt wird funfzehn Mal."

Er zog mit diesen Worten seine Börse, zählte bedächtig funfzehn blanke Viergroschenstücke neben einander auf und sagte freundlich:

„Will die Jungfer so gut sein, un nehmen Ihr Geld?"

Dieser Vorfall machte einen schwer zu beschreibenden Eindruck auf die ganze Versammlung. Liesbeth stand da, leise zitternd, mit blutrothem Gesicht; eine Thräne trat ihr unwillkürlich in das Auge. Ihre Hand sehnte sich darnach, die schönen blanken Geldstücke zu umklam-

mern und doch hatte sie nicht den Muth, zuzugreifen. Andreas, der vorhin so laut geschrieen, stand jetzt wie verblüfft da und starrte mit stummer Verwunderung das Geld an, die Uebrigen saßen und standen umher und wußten nicht, was sie über das unerwartete Ereigniß sagen sollten; mehr oder weniger beugten sich Alle, ohne es zu wissen, unter der Macht des Geldes. Das helle Leuchten desselben drang unsichtbar, unheimlich, aber um so tiefer in ihr Inneres. Der Jude hatte in diesem Augenblick die Oberhand in der Schenke und die Wichtigkeit desselben begreifend, rief er triumphirend:

„Nu? Was hab' ich gesagt? Wann ich sage mit Bestimmtheit etwas, so is es auch gewiß. Ich habe gesagt, die Jungfer wird gewinnen, gewiß un wahrhaftig gewinnen, so is es auch geschehen un da liegts blanke Geld. Nu, wer will es auch so gut haben, wie sie, der sag's! Ich bin bei der Hand."

„Was sein soll, schickt sich wohl!" sagte ein Arbeiter langsam und legte ein Zweigroschenstück hin. „Schreibe die Nummern auf, Jude, die ich Dir nenne. Acht und vierzig und Zwei und dreißig! Das ist mein Alter und das meiner Frau und wenn sie nicht herauskommen, schlage ich Dir Arme und Beine entzwei."

„Sie werden kommen heraus!" entgegnete Aron Moses rasch. „Es is schon so gewiß, als ob Ihr den Gewinn in der Tasche hättet."

Und von allen Seiten drängten sich die Anwesenden herbei und zahlten ein. Nach einer halben Stunde hatte Aron Moses ein hübsches Sümmchen für seine Collecte eingestrichen und rieb sich vergnügt die Hände:

„Das is gut! Das is gut!" schmunzelte er vor sich hin. „Nu haben wir gedreht dem hochmüthigen Arnold Sander eine Nase. Un darauf sollten wir eine Gesundheit trinken, nämlich daß es uns kann nich fehlen, wann wir nur selbst wollen. Soll ich die Ehre haben, daß die Herren wollen sich herab lassen mit 'nen armen Jüd zu

trinken, so will ich gern zwei Maaß vom Besten kommen lassen."

Zwei Maaß vom Besten! Keiner der Anwesenden hatte den Muth, diese, selbst nicht von der Hand eines Lottojuden zurück zu weisen und nicht lange dauerte es, daß rings alle Gläser gefüllt waren. Alles lachte und schrie durcheinander, denn Aron Moses, der auch sein Glas getrunken hatte, machte nicht nur einen freigebigen Wirth, sondern wußte auch Schnurren auf Schnurren zu erzählen, schonte sich selbst nicht, um einen Scherz zu machen, und so waren es, ehe man es sich versah, vier große Maaß geworden, die aus dem Fasse des Wirthes in die Köpfe der Arbeiter übergegangen waren. Aron Moses, den als ein ächter Schacherjude jeder Vortheil freute und der unermüdlich umher lief, sein Profitchen zu machen, nährte tief im Innern einen wahrhaften Shylockshaß gegen Jeden, der ihm diesen Handel zu verkümmern drohte, und da der Werkmeister Sander ein Solcher war, der sich obenein nicht die Mühe gab, die Verachtung, welche er für den Juden hegte, zu verbergen, so schwoll das Gift in den Adern desselben immer mehr und mehr an. Er paßte auf jede Gelegenheit, die sich darbot, um dem verhaßten Moralisten, der ihm seinen ehrlichen Erwerb verkümmerte, ein Bein zu stellen. Dazu konnte aber wohl kaum ein Augenblick günstiger sein, als der gegenwärtige. Die Leute halb betrunken, und in diesem Zustande zu allem Gesetzlosen geneigt und Jeden anfeindend, der sie in Ausübung toller Streiche, wie sie der Geist des Weins gebiert, hindern will, merkten fleißig auf die Worte des Juden, der seine Reden stets mit einem vollen Glase zu würzen wußte. Es bestand zwischen ihm und dem Wirthe der Schenke offenbar ein geheimes Einverständniß, denn dieser hatte stets die leere Kanne weggenommen und eine volle an deren Stelle geschoben, ohne dafür einen Heller zu fordern, stets mit einem Augenzwickern des Juden zufrieden, das er mit einem behaglichen Nicken erwiederte. Und wenn die Gäste das nicht

merkten, so kam es nur daher, weil ihnen bereits jede Beurtheilungskraft abging, sonst hätten sie es leicht einsehen müssen, daß man darauf ausging, ihnen mindestens einen tüchtigen Rausch anzuhängen, denn längst war der Wein aus den Krügen und Gläsern verschwunden und der schwerere Branntwein an dessen Stelle getreten.

Der Schlauheit des Juden gelang es, die Aufmerksamkeit der Trunkenen stets wieder auf denselben Gegenstand zu lenken und so trat eine Erbitterung gegen den Werkmeister ein, die alle Schranken überstieg. Wenn bei nüchternem Muthe der Einzelne gefragt worden wäre, was er gegen den alten Mann vorzubringen habe, so wäre möglicherweise nicht die geringste Beschwerde laut geworden; jetzt aber tobten Alle durcheinander, Verwünschungen häuften sich auf Verwünschungen und es gab keine Schandthat, deren man diesen Menschenschinder, diesen Arbeiter-Tyrannen nicht für fähig hielt.

Der Wirth, welcher den ganzen Abend hindurch fleißig eingeschenkt hatte, mochte sich selbst dabei nicht vergessen haben, denn sein Vollmondsgesicht glühte wie Feuer und der Schweiß lief ihm in hellen Tropfen von der Stirn. Von Allen, die ihrem Ingrimm gegen Arnold Sander Luft machten, war vielleicht er der Einzige, der einen Scheingrund für seinen Groll anzuführen vermochte, denn der alte Mann hatte es ihm oft verwiesen, daß er gegen alle Ordnung und Sitte seine Schenke bis in die Nacht aufhalte und so den Leichtfertigen und Wüsten Gelegenheit gebe, den sauern Verdienst zu verprassen, Schulden zu machen, allerlei unnützes Zeug zu schwatzen oder sich vorschwatzen zu lassen, und ihm noch neulich gesagt, er werde endlich die Drohung wahr machen und bei dem Fabrikherrn darauf antragen, daß ihm die Erlaubniß entzogen werde, auf dem Grund und Boden, in einem Gebäude derselben eine offene Wirthschaft zu halten.

„Schmeißt dem Kerl die Fenster ein und Ihr habt acht Tage freie Zeche!“ flüsterte der Wirth einem der verwegensten Gesellen zu, indem er ihm ein volles Glas

reichte. „Er wird nicht davon krepiren und ein kleiner Schrecken kann ihm nicht schaden.“

Diese Worte waren gleich dem Funken in einem Pulverfaß. Sie gingen von Mund zu Mund und brachten eine unerhörte Aufregung hervor. Jeder betrachtete sie als an sich gerichtet, und für eine achttägige freie Zeche hätte er nicht nur die Fenster des Werkmeisters, sondern die Fenster der ganzen Stadt eingeworfen. Mit lautem Geschrei zogen sie, voll des wildesten Muthes, ab. Der Jude schlich still von dannen.

Siebentes Kapitel.

Während sich dies Alles in der Schenke der Fabrikarbeiter ereignete, die sich von einem harmlosen Gespräche zu wildem aufrührerischen Geschrei und endlich zu Gewaltthätigkeiten gegen ihren alten Werkmeister aufregen ließen, ging der Sohn desselben auf einer ganz andern Straße einem ganz andern Abentheuer nach. Der Vater hatte einen tiefen Blick in das Herz seines Sohnes geworfen und den Zustand desselben nur zu richtig erkannt. Es war nicht blos der Ehrgeiz der Jugend, welcher den jungen Mann allmählig dem Vaterhause entfremdete und die daselbst stattfindenden Ereignisse unbequem erscheinen ließ. Diese Abneigungen hatten einen tiefern Grund. Als der Vater sah, daß der Sohn weder zu einem Gewerbe überhaupt, noch zu dem Fabrikwesen insbesondere, die geringste Lust bezeugte, vielmehr in den Beamtenstand zu treten begehrte, brachte er es durch seinen viel vermögenden Prinzipal dahin, daß Arnold in die Rathsstube als überzähliger Schreiber aufgenommen wurde.

Der junge Mann hatte etwas Tüchtiges gelernt und besaß Verstand genug, das Erlernte auf richtige Weise anzuwenden, so daß er sich bald die Gewogenheit des gestrengen Kanzlei-Vorstehers erwarb, der ihm nach und nach gar wichtige Arbeiten zuertheilte, die nur den wirklichen Rathsschreibern gebührt hätten, und dabei versicherte, er werde es bei der nächsten Vakanz an seiner wirksamen Empfehlung nicht ermangeln lassen.

Da traf es sich, daß einer der Herren des Rathes für manche Arbeiten, welche er zu fertigen hatte, der Hülfe eines Schreibers bedurfte, der etwas mehr, als das Nachmalen der Buchstaben verstand. Er wandte sich dieserhalb an den Vorsteher der Kanzlei und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Schützling auf das Angelegentlichste zu empfehlen. So verließ nun Arnold den ordentlichen Dienst in der Kanzleistube, um den außerordentlichen in der Wohnung des Rathsherrn Kronberger zu übernehmen, und wußte sich dort so ordentlich zu führen und die ihm übertragenen Geschäfte mit solcher Umsicht zu beenden, daß er nach dem Schlusse derselben als wohlbestallter Rathsschreiber in seinen frühern Wirkungskreis zurückkehrte. Sein würdiger Gönner schüttelte ihm die Hand und nannte ihn Herr Sander.

Aber es hatte sich noch manches Andere in dem Hause des Rathsherrn mit dem jungen Schreiber zugetragen und das lag nicht so auf der Hand. Noch nicht acht Tage war Arnold in das Kronbergersche Haus gekommen, als er auch schon wußte, daß Kunigunde, die Tochter desselben, eines der reizendsten Mädchen der Stadt sei, die um ihrer selbst und um der Stellung und des Reichthums ihres Vaters willen, der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit war.

Der Zufall, der so oft zu den seltsamsten und merkwürdigsten Verwicklungen die Hand bietet, war auch hier geschäftig gewesen, die jungen Leute einander näher zu bringen. Eines Morgens kam Kunigunde in das Arbeitszimmer des Vaters und fand statt diesen, der bereits

zur Rathssitzung geschritten war, den jungen Schreiber. Verlegen wollte sie sich entfernen, aber Arnold sprang vom Stuhle auf und hielt sie mit einigen wohlgesetzten Redensarten zurück. Er erfuhr das Anliegen, was sie an den Vater hatte, den sie um ein Verslein für das Stammbuch einer Freundin hatte ersuchen wollen, und half bereitwilligst mit dem Gewünschten aus. Die Bekanntschaft war gemacht, und wurde eifrigst fortgesetzt. Da man den stolzen Sinn des Herrn Rathmann Kronberger kannte, so wurde — ohne besondere Verabredung — stillschweigend beliebt, diesem nichts von dem geheimen Einverständniß merken zu lassen, und nur im Verborgenen schüchterne Worte miteinander zu wechseln. Dies wurde mit solcher Schlauheit in's Werk gerichtet, daß der Vater in der That nichts merkte, so lange Arnold in seinem Hause war, noch weniger aber, als Jener es verließ und der Rathmann mitsammt der Familie ein ihm eignendes Gewesen vor der Stadt zur Sommerlust bezog.

Dort finden wir Arnold, im Scheine des dämmernden Abends wieder. Er betrat kaum das äußerste Ende des Gartens, als Kunigunde ihm athemlos entgegen eilte und in eine Seiten-Allee zog. Nach einem flüchtigen Gruße flüsterte sie ihm zu:

„Der Vater hat heute ein Paar Freunde zu sich eingeladen, und der ganze Garten ist lebendig. Wir müssen daher sehr auf unserer Huth sein und können nur wenige Worte mitsammen wechseln."

„Wenn es mir nur einmal vergönnt ist, Dir in Deine schönen Augen zu sehen und Dich an mein Herz zu drücken, so will ich gehen, wenn Du es befiehlst. Dieser Augenblick belohnt mich reichlich für alle Sorgen und Mühen des Tages."

„Ach, Arnold, ich fürchte, dies Verhältniß wird nicht lange dauern und es ist mir doppelt lieb, Dich zu sehen, damit ich Dir mittheilen kann, was heute geschehen ist. Mein Vater hat einen Freund in der benachbarten Residenz aus angesehener Familie und von großem Vermögen,

der im vorigen Herbste zum Besuche bei uns war. Der Sohn desselben erwies mir viele Aufmerksamkeiten, und nun, denke Dir, hat er bei dem Vater um meine Hand angehalten."

„Um Gotteswillen, Kunigunde! Und Du?"

„Nicht um die Welt! Seit ich Dich gesehen habe, seit Du mich Deiner Liebe versichert hast, will ich von keinem Andern etwas wissen. Was sollen wir thun, Arnold? Der Vater wird auf eine Antwort dringen. Was soll ich sagen? Komme Du meiner Verlegenheit zuvor, offenbare ihm, wie die Sachen stehen. Er hält etwas auf Dich und wird uns nicht unglücklich machen wollen."

„Ich bin bereit, Deinen Wunsch zu erfüllen, Kunigunde. Aber bedenke, wie die Antwort ausfallen wird. Ich, der Sohn eines Handwerkers, ohne alles Vermögen mit der kleinen Stelle eines fixirten Schreibers . . . ."

„Was sollen wir denn aber thun? Ich bin so voller Angst, daß ich mir nicht zu rathen weiß. Du bist Mann und mußt Rath schaffen! Ueberlege Alles wohl und was Du beschließest, ist mir recht. Aber nun muß ich fort! Lebe wohl, mein Freund und befreie dies treue Herz bald von der Last, die es schwer bedrückt. Ich höre meinen Namen vom Hause her rufen. Lebe wohl!"

Fort eilte sie und ließ den jungen Mann in großer Rathlosigkeit zurück. Er hörte von ferne noch das Lachen der Gäste, ihre heitere Freude, und in seiner trüben Stimmung doppelt davon verletzt, ging er, mit Sorgen beschwert, zum Garten hinaus.

Auf dem halben Wege zur Stadt fand sich unter einigen dichtbelaubten Bäumen ein angenehmes Ruheplätzchen an einem murmelnden Quell. Der eben aufgehende Mond warf über die Scenerie sein magisches Licht. Arnold setzte sich auf die schwellende Moosbank und stützte das sorgenvolle Haupt. Seine Gedanken kreuzten ruhelos durcheinander und unwillkürlich verlieh ihnen die Zunge Worte:

„Es muß enden! So kann ich mich nicht länger hin-

halten; mich nicht, und das Mädchen auch nicht. Daß ich zum Vater gehe, und um die Tochter anhalte, ist thöricht; er würde sie dem mittellosen Schreiber nicht geben und jede Hoffnung wäre für immer verloren. Ja! Wenn ich Vermögen hätte! — Aber wenn auch — woran nicht zu denken ist — der Vater sich, um des eigenthümlichen Falles wegen, entschlösse, was er erworben hat, mir allein zuzuwenden, was wollte das bedeuten, gegen den Reichthum des ersehnten Schwiegervaters! Also eine Gelegenheit Geld zu verdienen, muß aufgefunden werden, und ich würde entzückt sein, wenn mir Jemand dabei mit Rath und That an die Hand gehen könnte. Ich wollte dem Helfer in der Noth lebenslänglich als meinen Retter verehren."

Da huschte ein dunkler Schatten hinter den Bäumen hervor und eine Stimme sagte:

„Werde ich sein ein solcher Helfer in der Noth, als Sie wollen mich dazu annehmen."

Arnold sprang erschreckt auf. Der Jude Aron Moses stand im vollen Mondlicht vor ihm.

„Was willst Du, Jude?" sprach der junge Mann verdrießlich.

„Nu, was kann ich wollen?" schnarrte der Jude. „Ich höre im Vorbeigehen einen Menschen seufzen nach einem Freund, einem Helfer, einem Retter in der Noth und komme, ihm meine Dienste anzubieten."

„Was kannst Du mir nützen?"

„Wer weiß? Man muß Niemand verachten, weil er klein un niedrig is. Ich weiß eine Geschichte von 'n Löwen, der saß hilflos im Netz un eine Maus hat 'n herausgebissen. Ich weiß nich, ob Sie wollen vorstellen den Löwen, aber ich könnte ganz gut abgeben die Maus, wann ich wollte."

„Lasse mich mit Deinem Geschwätze in Ruhe."

„Nach Belieben, Herr Rathsschreiber. Ich werde meine Waare allenthalben los, aber es is mächtig unklug,

zu weisen einen Mann, der helfen will, mit Grobheiten ab, ehe man sein Mittel hat versucht."

„So laß denn hören, was Du mir vorzuschlagen hast. Und nenne nur gleich den Preis, den Du für Deine Mühwaltung forderst; denn Du und Deinesgleichen thun keinen Schritt umsonst und lassen sich jedes Wort, das sie sprechen, bezahlen, zumal wenn sie einen armen Christenmenschen in ihre Klauen kriegen."

„Mein! Was is das? Gerade als wenn ich den Herrn Vater höre, der auf die armen Juden, die vom Handel leben, und besonders auf mich, höchlichst vergrummt is. Wovon sollen wir denn leben, wenn wir nich schachern? Alles Andere habt Ihr Christen uns genommen, un uns keinen Winkel gelassen, woraus wir können schlüpfen, um der Armuth un dem Elend zu entkommen. So laßt uns denn handeln, soviel wir können. Es geschieht Niemand dabei ein Leides."

„Jammere ein anderes Mal, ich bin nicht darnach gestimmt, Dich anzuhören. Gieb mir vielmehr Mittel und Wege an, wie ich mir Vermögen erwerbe und wenn es glückt, so will ich Dir zahlen, was Du forderst."

„Das is gesprochen wie en Ehrenmann, und Sie sollen finden, der Aron Moses kann auch raisonnabel sein; Sie sollen's finden bei den Prozenten. Sagen Sie nur, ob Sie kennen die Zahlenlotterie und was Sie davon denken?"

„Ha! ha! ha! Soll es da hinaus? Eben recht! Jetzt besinne ich mich, daß Du eine Collecte hast. Nun gieb Fersengeld, Jude, sonst ...."

„Warum brausen Sie auf, ohne zu wissen, was ich sagen will? Dabei kommt nicks heraus und unser Geschäft is aus, ehe es anfängt. Hören Sie mir lieber ruhig zu un wir werden einig miteinander."

Ungern gab der junge Mann dem Dringen des Juden nach; aber er war von allen Hilfsquellen entblößt und mußte wenigstens versuchen, hier einen Helfer zu finden. So setzte er sich denn gezwungen nieder und hörte

Anfangs mit halben Ohren auf die Herzens-Ergießungen des Juden, aber bald wurde er unwillkürlich aufmerksamer, er horchte genau hin, er haschte die Worte von seinen Lippen und sog das gefährliche Gift in sich hinein. Aron Moses lachte über die albernen Verblendeten, die einige Zahlen mit einer mäßigen Summe besetzten und dann glaubten, alles Geld des Institutes sei das Ihrige. Sie tobten, sie schrien, sie strampelten mit den Füßen und könnten gar nicht begreifen, weshalb sie zu Verlust kämen. Das sei Unsinn, so groß, wie nur einer gedacht werden könne. Freilich sei es wohl hier und da vorgekommen, daß ein Spieler, der, indem er zum ersten Male gesetzt, einen ansehnlichen Gewinn gemacht, womit er sich zurückgezogen und ihn in der Stille verzehrt habe. Allein das sei ein vereinzelter Fall und könne nicht als Regel gelten, denn das Glück sei voll Launen und begünstige nur Wenige. Wer aber das Glück zwingen wollte, ihm dienstbar zu sein, der müsse es auf eine andere Weise anfangen. Es gäbe noch manches Geheimniß, welches der Dumme so wenig begreife, als der Ueberkluge, und dies sei das Geheimniß der Wahrscheinlichkeits-Berechnung. Wer es sich zum Studium mache, die Regeln desselben zu ergründen, der werde auch mit der größten Zuverlässigkeit darauf bauen können. Wie in der Natur zu gewissen Zeiten gewisse Ereignisse eintreten müßten, so sei auch die Wiederkehr der Zahlen unumstößlich gewiß. Zwar könne man nicht mit Bestimmtheit versichern, gerade an diesem Tage oder an jenem würden sie aus dem Glücksrade gezogen, wie auch kein Kalenderschreiber es beschwören könne, um welche Stunde genau Sturm und Hagelschlag kommen, oder Sonnenschein und Regen mitsammen abwechseln würden, allein erscheinen würden sie, und die Weisheit des Spielers sei, sie durch beharrliches Weiterspielen so zu locken, daß sie ihm in's Netz laufen müßten. Das verstände eigentlich noch Niemand, wenigstens hätte Keiner den Muth gehabt, es bis zum Ende durchzuführen. Freilich koste es Anstrengung und Muth, allein ein junger,

thätiger Mann, wie Arnold Sander, werde dies nicht scheuen, und somit liege es in seiner Hand, sich selbst ein Loos nach seinem Wunsche zu bereiten.

Der unheilvolle Dämon hatte Platz gegriffen in der Brust des jungen Mannes und saugte sich mit tausend Polypenarmen fest. Der Jude hatte längst geschwiegen und sah ihn mit einem lauernden Blicke an, wie der Panther mit glühenden Augen das zitternde Wild bannt, das ihm auf seinem Pfade begegnet.

„Ja!" sprach Arnold vor sich hin. „Es bleibt mir keine andere Wahl. Aber wie soll ich es durchführen. Vor allen Dingen muß ich doch wissen, wie hoch sich die Summe belaufen kann, die man an dies Wagniß setzt."

„Das kommt darauf an, wie Sie wollen die Sache angreifen. Wird es doch sein gescheidt, sie gleich zu packen bei der Wurzel, so kommen Sie sicher zum Ziel. Sie suchen sich Ihre Nummern aus und setzen nich allzuhoch, bei der zweiten ein paar Thaler mehr, un so weiter fort, bis Sie kommen dem Tage näher, wo sie nu können nich länger ausbleiben, wo dann freilich eine ziemliche Summe darauf geht, un ein tausend Thälerchen ....."

Arnold war aufgesprungen: „Woher soll ich eine solche Summe nehmen? Nein! nein! Lieber gebe ich die ganze Idee verloren."

Der Jude lachte höhnisch: „Das sein mir die rechten Helden, die laufen aus der Schlacht, ehe sie haben abgeschossen ein Gewehr. Warum spottet und hänselt Ihr die armen Juden um ihre Furchtsamkeit, als Ihr selbst nich habt so viel Courage, als sechs Pfennige werth sind? Ein Jüd würde das nich haben gesagt; ein Jüd, was konnte gewinnen ein schönes, junges Mädchen zur Braut, un einen mächtigen, reichen Rathsherrn zum Schwiegervater, würde nich sagen: Nein."

Die Augen des jungen Mannes blitzten: „Wenn Du es wagst ...."

„Was tobt der Herr? Soll wohl sein ein wundergroßes Geheimniß? Dann muß der Herr dem Mäd-

chen nicht nachschleichen in der Stadt un auf dem Lande, in der Nacht un bei Tage, daß kann Jedermann es sehen, wer will aufknöpfen die Augen. Es is besser zu bewahren einen guten Freund, als sich zu verzürnen mit ihm. Ich will sein der gute Freund, und wenn der Herr will mir geben eine Sicherheit, eine Gehalts-Quittung un dergleichen, will ich zu mäßigem Zins herschießen, was is nöthig, um zu beginnen das Werk. Hernach findet sich das Weitere. Kommt Zeit, kommt Rath. Es is noch Niemand Hungers gestorben, der den festen Willen gehabt hat, sich satt zu essen. Nu? Soll es gelten zwischen uns Beiden?"

Arnold vermochte nicht länger zu widerstehen. Zu lockend war die Aussicht, welche Aron Moses vor ihm enthüllte und er reichte diesem mit Widerstreben die zitternde Hand: „Es gilt! Morgen in der Frühstunde komme zu mir, da wollen wir Alles in Richtigkeit bringen. Aber früh, ehe die Nachbarschaft ...."

Ein satanisches Grinsen flog über das Gesicht des Juden und er unterbrach den jungen Mann:

„Wo denken Sie hin? Werde ich doch einen ordentlichen jungen Mann nich bringen in's Gerede der Leute. Gehen Sie nach Hause, Herr Sander un sein Sie ganz vergnügt. Wann ich werde zu Ihnen kommen, werde ich hängen einen alten Rock über'n Arm; ich werde rufen: „Nicks zu handle?" und werde fragen, ob nich 'n Geschäftche zu machen is? Un wann ich fortgehe, will ich lamentiren und sagen, der junge Herr sei wie Eisen und Marmelstein, der einem armen Juden nich gönne das geringste Profietchen. Es ist gut, daß der Herr Rathsschreiber nich wohnen bei dem strengen Herrn Vater, sondern in der Stadt, un nur des Abends zum Besuche hinaus kommen. Nun haben Sie eine geruhsame Nacht. Ich will erscheinen morgen zur rechten Zeit."

Und damit lief der Jude, zufrieden, ein neues Opfer gefunden zu haben, den Weg nach der Stadt zu. Als er aber den Häusern der Fabrikbewohner nahe kam, hörte

er ein dumpfes Toben und wüstes Geschrei drang zu ihm herüber.

„Sie sind noch bei ihm und der Herr Werkführer kann sich morgen den Kopf kratzen, wann er hat hingebracht eine schlaflose Nacht. Es soll kommen noch besser, un es wird sich finden, ob ein solcher Mensch darf einem armen Juden verkümmern seinen Verdienst un vor ihm ausspucken, wenn er ihm auf der Straße begegnet. Laß 'n mir kommen! Er soll's fühlen, daß ich einen starken Arm habe, wenn ich auch nur bin ein kleiner, schwacher Jüd. Er soll sein geliefert; er un sein ganzes Haus."

Fort eilte er, von Niemanden bemerkt und der Lärmen verhallte nach und nach im Schatten der Nacht.

Achtes Kapitel.

Das war ein Laufen und Rennen am andern Morgen von den Eingesessenen der Fabrik und denen, die derselben zunächst wohnten. Die meisten wußten von dem ganzen Vorfall nichts und wurden erst durch den Lärmen vor dem Hause des Werkmeisters aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgeschreckt. Der Krawall wurde ja nur von Denjenigen verübt, welche gerade in der Schenke anwesend waren, als der Jude eintrat. Der Glanz, der von den fünfzehn Viergroschenstücken ausstrahlte, welche die Magd des Schenkwirthes gewonnen hatte, entzündete das Feuer der Empörung in der sonst so friedlichen Nacht.

Das Wohnhaus des Werkmeister Arnold Sander bot einen trostlosen Anblick dar. Die Gartenanlagen, die dasselbe umgaben, waren bis auf den Grund zerstört, die Einfriedigungen niedergetreten, die Bänke und Tische unter den Bäumen zertrümmert. Die Fenster waren von Au-

ßen eingeschlagen, die Hausthür gesprengt, und nur die durch den Lärmen herbeigelockte Schaarwacht, welche sich schleunigst Verstärkung zu verschaffen wußte, verhinderte weitere Excesse.

Vater Sander, sei er so bezeichnet zur Unterscheidung von seinem gleichbenannten Sohn, gab sich nicht müßigen Klagen hin. Nachdem es ihm gelungen war, sein Weib und seine Töchter zu trösten und ihnen mit mildem Ernste Fassung zu empfehlen, war er sogleich thätig zur Hand, um die nöthigen Schritte zu thun. Er gab zuerst dem Besitzer der Fabrik von dem Vorgefallenen Nachricht und schritt dann dazu, die Ursache desselben zu ermitteln. Der Zufall leistete ihm dabei vortreffliche Dienste. Die Schaarwächter hatten einen Burschen, der in der Fabrik arbeitete, und sich bei dem Lärmen betheiligte, gefangen genommen. Doch war er so betrunken gewesen, daß er kaum zurechnungsfähig erschien. Vom Richter verhört, wußte er nicht, wie er auf den Schauplatz des Tumultes gekommen sei, doch entsann er sich, Abends in der Schenke gewesen zu sein und auf fremde Kosten tüchtig getrunken zu haben. Auch konnte er mehrere Personen nennen, welche gegenwärtig gewesen waren.

Diese wurden vorgeladen und der Richter betrat einen haltbareren Boden. Einer suchte zwar die Schuld auf den Andern zu schieben, doch konnte sich Keiner von derselben rein waschen und der Thatbestand ward festgestellt. Um die Ursache befragt, welche sie zu diesem Exceß verleitet habe, konnte Keiner von ihnen dieselbe genau angeben, doch kamen Alle darin überein, daß der Jude Aron Moses sich in ihrer Gesellschaft befunden, ihnen tüchtig zugetrunken und zuerst den Gedanken in ihnen erregt, feindlich gegen den Werkmeister aufzutreten und sie dann förmlich aufgefordert habe, sogleich Hand an's Werk zu legen.

Die Herbeischaffung des Juden war nothwendig, doch war er nicht gleich aufzufinden. Schon früh am Morgen hatte er sein Haus verlassen. Wir wissen, wo er ge-

wesen ist. Genau zur bestimmten Stunde trat er in das Zimmer des Rathsschreibers und legte eine ziemlich ansehnliche Summe auf den Tisch, für welche er sich die gehörigen Verschreibungen ausstellen ließ und sich dann empfahl, nicht mit einem Worte des Ereignisses gedenkend, welches während der Nacht bei dem Vater des jungen Mannes stattgefunden hatte. Arnold fand sich mit dem Gelde allein. Ein banges Gefühl überkam ihn. Ihm war es, als sei es der Teufel gewesen, der mit ihm gefeilscht und jenes Geld sei der Kaufpreis für seine unsterbliche Seele. Es schien aufzuleuchten wie glühendes Feuer und einen Augenblick dachte er daran, es zurückzugeben. Aber da trat aus dem wogenden Nebel verworrener Gedanken und Empfindungen das Bild des geliebten Mädchens so klar und hell vor sein inneres Auge, daß die leichte Aufwallung eines edlen Gemüthes verschwand und er sich fest entschloß, auf der betretenen Bahn auszuharren.

„Es bleibt dabei!" rief er aus. „Ich führe das Begonnene durch und am Ziele angelangt, werde ich Mittel und Wege besitzen, Alles wieder auszugleichen."

Mit diesen Worten warf er sich in seinen Armstuhl und fing an über die Grundzüge der Wahrscheinlichkeits-Rechnung nachzudenken, so wie darüber zu grübeln, welche Nummern er vorzugsweise wählen solle. Er gab der einen den Vorzug und verwarf eine andere; für Alles hatte er einen Grund und folgte so dem Strom der Menge. Der Aberglaube, der alle Spieler beherrschte, hatte auch ihm das Netz über den Kopf geworfen und begann es leise bis zur Unauflöslichkeit zusammen zu ziehen.

Da kam Nachricht aus dem Hause seines Vaters. Ein Nachbar war in die Stadt gelaufen, um dem Sohne die unerwartete Kunde zu bringen. Arnold sprang bei dem Eintritt des Fremden erschreckt auf, hatte aber nicht Zeit oder Besonnenheit genug, das Geld, welches noch aufgezählt auf dem Tische lag, zu bedecken. Der Nachbar hatte es gesehen, und sagte:

„Nun, Herr Rathsschreiber, das ist brav von Ihnen, daß Sie so haushalten und einen Nothpfennig beisammen haben. Wahrscheinlich wissen Sie schon von dem Unglück des Vaters und wollen ihm dies da bringen...."

Aber der Sohn wußte nichts und der Nachbar erzählte. Arnold gab die Versicherung, sogleich hinauszukommen, erklärte aber mit stotternder Stimme, dies Geld sei keinesweges sein Eigenthum, sondern gehöre der Stadtkasse. Gestern Abend habe es Jemand gebracht, als der Kassirer schon fortgewesen, und weil er es nicht in seiner Dienststube sicher geglaubt, hätte er es mit nach Hause genommen.

Die von Aron Moses ausgestreute Saat begann schon herrliche Früchte zu tragen. Der Spieler lügt auch; er kann nicht anders; er muß.

Unterdessen hatten die Untersuchungen des Gerichtes ihren ununterbrochenen Fortgang. Die Arbeiter behaupteten fortwährend, der Jude sei gegenwärtig gewesen, habe sie betrunken gemacht und zu dem Scandal aufgehetzt; Aron Moses erklärte, allerdings in der Schenke erschienen zu sein, aber nur, um zu sehen, ob nichts zu verdienen wäre, dann sei er bald darauf gegangen. Der Wirth der Schenke, der es weder mit dem Juden, noch mit den Arbeitern verderben wollte, gab vor, zu sehr beschäftigt, auch etwas angetrunken gewesen zu sein und auf das frühere oder spätere Fortgehen eines besondern Gastes nicht geachtet zu haben.

„Ich habe genannt einen Zeugen," sagte der Jude unerschrocken zum Richter. „Einen ehrenwerthen Mann, welcher kann beweisen, daß ich bin zur selbigen Zeit an einem ganz andern Orte gewesen. Warum will nich das Gericht sein gegen einen armen Mann so gerecht, un warten, bis der Zeuge is zur Stelle geschafft?"

Vater Sander, der im Sitzungssaal gegenwärtig war, ersuchte ebenfalls um Aufschub. Sein Gerechtigkeitsgefühl hätte es nimmer über sich gewinnen können, einen Mann verdammen zu hören, lägen die Anzeichen der

Schuld auch noch deutlicher vor, als bei Aron Moses, wenn der Schuldige behauptete, es sei noch ein Mittel vorhanden, ihn von der erhobenen Anklage zu reinigen. Während der Richter sich mit den Beisitzern noch berieth, ob ein abermaliger Aufschub der Verhandlungen zulässig sei, trat der Gerichtsdiener ein und erklärte, daß der Vorgeladene in der Person des Herrn Rathsschreibers Arnold Sander erschienen sei.

Bei Nennung dieses Namens ging ein allgemeiner Ruf des Staunens durch die Versammlung. Der Vater fuhr unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen.

Der junge Mann trat ein. Gern wäre der Vater ihm entgegengestürzt, um zu fragen, was ihn bewegen könne, unter diesen Umständen, an diesem Orte zu erscheinen, um zu Gunsten eines halb überwiesenen Verbrechers Zeugniß abzulegen, aber er sah auf den Richter und drängte den ungeheuern Schmerz mit stiller Verzweiflung in sein Inneres zurück.

Aron Moses war von seinem Sitze aufgesprungen und rief leidenschaftlich gegen den Rathsschreiber gewendet:

„Sie wollen mir an den Leib, an mein Vermögen un meine Freiheit! Sie werden mir nehmen Alles, wann Ihr nich saget gut für mich, un rettet meine Unschuld. Man kann leicht einen Mann retten aus der Verlegenheit, als man nur will.“

Diese letzten Worte betonte der Jude besonders scharf. Der Rathsschreiber war langsam eingetreten; er schaute flüchtigen Auges in dem Kreise umher. Den Blick des Vaters vermochte er nicht zu ertragen und sah erröthend zu Boden. Dem Juden hatte der Richter Schweigen geboten und wandte sich an den vorgerufenen Zeugen:

„Herr Sander, sind Sie von dem vorliegenden Falle sattsam unterrichtet?“

„Vollkommen!“

„Sind Sie erschienen, um für den Juden Aron Moses, der unter der Anklage steht, die Arbeiter der von Hellebenschen Fabrik gegen den Werkführer derselben zum

Aufruhr aufgereizt zu haben, als Entlastungszeuge aufzutreten?"

„Das ist der Zweck meines Kommens."

„So sprechen Sie."

Der Jude blickte triumphirend um sich. Die Blicke des Vaters hefteten sich in namenloser Angst auf den Sohn und suchten in dessen Inneres zu dringen, aber dieser sah nur auf den Richter:

„Mir ist das Alibi dieses Mannes bekannt. Ich kann nicht umhin, so schmerzhaft es mir ist, in diesem Falle der Wahrheit die Ehre zu geben und dadurch die Ehrlichkeit vieler, sonst unbescholtener Männer in Frage zu stellen."

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Ich hatte gestern Abend ein lebhaftes Gespräch über Familien-Angelegenheiten mit meinem Vater. Er wird sich dessen erinnern. Meine Aufregung war bedeutend, und er ertheilte mir bei'm Scheiden den wohlgemeinten Rath, über das Gehörte in der Einsamkeit möglichst ruhig und leidenschaftslos nachzudenken. Diesen Wink habe ich befolgt. In den Alleen, die sich vor dem rothen Thore längs dem Wasser ausdehnen, ging ich auf und ab. Die Thurmuhr schlug halbeilf; es war also noch nicht die Zeit, da jenes verabscheuungswürdige Attentat begangen wurde, als mir Herr Moses entgegen kam. Ich wollte ihm ausweichen, aber er schloß sich an mich an und sprach Vieles von Diesem und Jenem, worauf ich aber, da ich begreiflich sehr zerstreut war, nicht sonderlich geachtet habe. Als ich mich endlich ermannte und an der Seite jenes Mannes, der mich nicht einen Augenblick verlassen hatte, in die Stadt zurückkehrte, war es halb zwei Uhr. Unmöglich kann jener Mann also bei dem Aufruhr sich betheiligt haben, wenn dieser nach ein Uhr — wie versichert wird — vollständig gedämpft war."

Diese Aussage rief eine große Aufregung unter den vor den Schranken stehenden Angeklagten hervor und seltsame Aeußerungen wurden in der Menge laut, die nur

das Ansehn des Richters zu unterdrücken vermochte. Der Jude ward freigesprochen und jubelte laut auf. Ehe er den Saal verließ, eilte er auf den Rathsschreiber zu, drückte seine Hand an die Lippen und sagte:

„Der Aron Moses wird nich vergessen, was Sie haben gethan für ihn. Wahrheit über Alles, un Sie haben gesagt die Wahrheit zu meiner Rettung. Ich will's gedenken."

Er war hinaus.

Die Versammlung trennte sich endlich in bedeutender Aufregung. Verurtheilung und Freisprechung waren in einer Weise erfolgt, wie man sie nicht vermuthet hatte. Am meisten sprach sich die allgemeine Entrüstung gegen den Rathsschreiber aus, der wider das Interesse seines Vaters die Parthei eines in der Stadt sehr verhaßten wucherischen Juden nahm, und was Einzelne dachten und glaubten, scheuten sie sich nicht, mit trocknen Worten auszusprechen.

„Der Jude und der Rathsschreiber scheinen dicke Freunde zu sein."

„Vielleicht sind sie gar mit einander verwandt."

„Ihr meint durch den Geldbeutel?"

„Hm! Will mir nicht gefallen. Ein Mann bei der Stadt, der mit solchen Schacherern verkehrt, giebt kein rechtes Vertrauen zu seiner Solidität. Man müßte das näher zur Sprache bringen. Die Juden haben ohnedies die Oberhand bei uns von der Lebensart bei Hofe her. Wenn nun auch noch der Magistrat.... Hm! Hm!"

Ein Anderer, welcher der Sache tiefer auf den Grund ging, legte den Finger an die Nase und sprach:

„Bis halb zwei in der Nacht wollen sie zusammen spatzieren gewesen sein? Ich sollte meinen, es muß bis zum hellen Morgen gedauert haben, denn als ich ausging, um dem Kaufmann Bruck am Markte die neuen Stiefeln zu bringen, sah ich den Juden aus dem Hause kommen, worin der Rathsschreiber, für den ich auch ar-

beite, wohnt. Damals gab ich nichts darauf, aber jetzt freilich ....“

Der Schuster schwieg bedeutungsvoll. Das Gesprochene flog von Mund zu Mund. Es erreichte das Ohr des Vaters und eine Thräne des bittersten Schmerzes trat in sein Auge. Das Volk sprach Böses von seinem Sohne und er konnte es nicht hindern; er mußte, wenn auch mit Widerstreben, den überall aufkeimenden Verdacht theilen, und sein eignes Kind, das er gern mit Blut und Leben vertheidigt hätte, im innersten Herzen anklagen. Die Angst trieb ihn vorwärts, überall wich man ihm aus und auf offener Straße stand er bald seinem Sohne zur Seite, der mechanisch den Weg nach dem Rathhause eingeschlagen hatte. Bei der Stimme des Vaters schreckte er unwillkührlich zusammen.

„Arnold!“ sprach Meister Sander. „Hast Du vor der Schranke des Gerichtes die Wahrheit gesprochen?“

Ein scheues „Ja!“ stahl sich über die Lippen des Sohnes.

„Dieses Ja, so ausgesprochen, ist ein helltönendes Nein!“ sagte mit fester Stimme der Vater. „Du hast heute vor Gericht gelogen, Du lügst jetzt, Deinem Vater gegenüber. Was Dich dazu bewegt, ich weiß es nicht; aber unsere Wege gehen auseinander. Komme nicht mehr zu mir hinaus; ich will nicht, daß Dein Pesthauch Deine schuldlosen Geschwister vergifte. Vergebe Dir Gott das Leid, das Du meinem grauen Haare zufügst, und wenn es möglich ist, so fühle Reue über die grausame Härte, womit Du das Herz Deiner Mutter brichst.“

Der Vater ging schnell von dannen. Der Rathsschreiber, Herr Arnold Sander, erschien an diesem Tage und dem folgenden weder in der Schreibstube, noch in der Wohnung des Rathmanns Kronberger. Er ließ sich mit einer plötzlichen Unpäßlichkeit entschuldigen.

Neuntes Kapitel.

Die letzte der gezogenen Nummern wurde über den Balkon des Rathhauses gehängt.

Die Ziehung war vorüber.

Ein wildes Durcheinander gab sich in den Massen kund. Gelächter, Geschrei, Schimpfen und lautes Kreischen wurde an allen Ecken vernommen. Hier balgten sich ein Paar aufgeschossene Buben mit einander, uneinig darüber, wie die funfzehn Groschen zu theilen wären, welche der Auszug gebracht, da der Erste einen Pfennig mehr zum Einsatz beigesteuert, als der Zweite. Dort fletschten zwei alte Weiber sich an mit geballten Fäusten und fliegenden Haaren, weil die Nummern nicht heraus gekommen, welche die Eine auf den Rath ihrer sonst intimen Freundin gesetzt hatte.

Die wachthabenden Milizen zogen ab. Der letzte Tusch auf dem obersten Balkon war geblasen, die Autoritäten hatten sich entfernt und der phantastisch aufgeputzte Waisenknabe ward in der Kutsche nach Hause gefahren. Der Platz wurde allmählig leer; der Lärmen verhallte in den entlegenen Straßen.

An seinem Schreibtisch saß Arnold Sander. Sein Angesicht war bleich. Vier Wochen waren seit jenem unseligen Begegniß verstrichen. Vier Ziehungen waren vorüber, jedes Mal hatte er sich mit einer größeren Summe dabei betheiligt, aber von den mit so großer Sorgfalt gewählten Nummern war bisher auch nicht eine herausgekommen. Arnold schränkte sich auf das Aeußerste ein, um die nöthigen Mittel zur Hand zu haben, aber diese Gluthhitze eines wahnwitzigen Paroxismus könnte ein Meer austrocknen, um wie viel schneller die schwindsüchtige Börse eines kärglich besoldeten Rathsschreibers. Das Darlehen des Juden war hin, ohne daß es die geringsten Früchte getragen hätte.

Es dämmerte bereits stark und Arnold Sander befand sich in seinem Zimmer. Seit längerer Zeit hatte er auch seine Geliebte nicht mehr aufgesucht. Er fürchtete, ihr nach jenem Ereigniß vor die Augen zu kommen. Die Furie des Gewissens scheuchte ihn von dem Eingange in ihre Wohnung zurück.

Noch einmal nahte sich ihm sein guter Engel. Die Currende, welche durch die Straßen zog, kam des Weges daher und stand vor dem gegenüberliegenden Hause still. Der Präfektus intonirte und die jugendlichen Stimmen sangen ihm nach:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit,
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit,
Von Gottes Wegen ab."

Ein tiefes Gefühl der Wehmuth überkam ihn. An die Töne dieses Liedes unseres frommen Hölty knüpften sich seine ersten Jugend-Erinnerungen. Auf dem Schooße der Mutter hatte er es gelernt, oft hatte er vernommen, wie sie es in stiller Andacht von sich hinsang. Er warf sich, beide Hände vor das Gesicht, in die Ecke des Sophas und weinte bitterlich.

Allmählich beruhigte sich die aufgestachelte Leidenschaft. Er sah im Geiste seine Schwestern und die Mutter vor sich in ihrem freundlich-geräuschlosen Walten; er gewahrte den Vater, dessen würdiges Haupt mit Ehren grau geworden, wie er ernst mahnend den Sohn anschaute, der ihn so tief gekränkt.

„Ich will mich ändern!" sprach er in sich hinein. Der Entschluß war aufrichtig, er meinte es so; aber es fehlte ihm die Kraft zur Ausführung. Zu groß waren die Hindernisse, die sich ihm entgegenthürmten, als er sich zur Rückkehr wandte; er vermochte nicht, sie zu übersteigen. Noch mit sich selbst kämpfend, von der einen Seite durch seinen guten Engel gefesselt, von der andern Seite aufgestachelt von der trügerischen Gestalt einer glitzernden

Scheinhoffnung ging er mit lebhaften Schritten auf und ab, die Hände gegen die schwer arbeitende Brust gepreßt.

Da öffnete sich langsam die Thür und das lauernde Gesicht des Juden ward sichtbar. Kriechend und demüthig gegen Alle, über die er keine Gewalt hatte, oder die er wegen ihrer strengen Rechtlichkeit fürchtete, schmeichlerisch und mit einer angenommenen Biederkeit gegen diejenigen, die er erst zu verlocken strebte, trat er mit einer lästigen Vertraulichkeit und Unverschämtheit gegen Solche auf, die schon in seine Netze gefallen waren. Mit dem Hute auf dem Kopfe ging er bis in die Mitte des Zimmers, warf sich nachlässig auf einen Stuhl und forderte zu trinken.

Das Blut kochte in den Adern des jungen Mannes bei dem Anblicke Desjenigen, der die Ursache seines Leidens war. Aber er wagte es nicht, seinen Unmuth gegen einen Mann laut werden zu lassen, dem er so tief verschuldet war und deutete stumm auf einen Pfeilertisch in der Ecke, worauf sich eine Flasche Wein befand. Aron Moses bediente sich mit aller Gemächlichkeit, bot auch dem jungen Mann ein Glas, der es unwillig zurückwies und nahm dann seinen Sitz wieder ein:

„Wollt Ihr mir sagen, wos Ihr habt mit Euch un mit mir? Gott's Wunder, was er mir schneidet für'n Gesicht, weil ich ihm hab geliehen en groß Stück Geld un hab'n gelehrt Kunststücke, wie er kann sprengen die Lotterie, als er es gescheut anfangt. Würde ich es haben selber gemacht, als es nich wär verboten dem Collecteur, selbst zu spielen. Dazu wollte ich Euch haben un weil Ihr sitzt auf der Rathsbank, habe ich gedenkt, Ihr seid mächtig klug und werdet Euch zu benehmen wissen. Aber, o waih! Ihr machts toller, als ein unmündig Kind, welches wirft die blanken Groschen einen nach dem andern zum Fenster hinaus, weil's hübsch klingt und die Leute auf der Straße mit lautem Geschrei sich darauf stürzen und in den Rinnstein kollern."

Arnold schwieg.

„Wer hat Euch gelehrt, so unsinnig zu setzen?“ begann der Jude nach einer Pause. „Habe ich's gethan? Ich habe Euch gesagt, Ihr sollt haushalten, wie'n vernünftiger Mensch, dann reicht Ihr'n Vierteljahr un weiter. Ihr aber habt weggeworfen das Drei- und Vierfache un seid in einem Monate fix un fertig. Soll ich nich werden desperat darüber un Euch herunterfilzen, so arg ich's immer kann?“

„Unterstehe Dir, ein Wort noch zu sagen!“

„Unterstehen? Schau, auf was für'n hohen Pferde der Herr Rathsschreiber sich gesetzt. Kann der Herr den Wechsel einlösen, den Er hat unterzeichnet, dann will ich mir nicks unterstehen und ganz still meiner Wege gehen. Kann der Herr Stadtsyndikus in Gedanken mir einlösen den Wechsel?“

„Er ist noch nicht fällig.“

„Is er nich? Aber er wird werden fällig und der junge Herr wird'n eben so wenig einlösen können, als jetzt. Darum werde ich sprechen, wie es mir gefällt un wenig nach dem vornehmen Wesen fragen, wo is nicks dahinter. Kommt, kommt! damit rücken wir nich von der Stelle! Seid vernünftig, rathe ich Euch, sonst ziehe ich meine Hand von Euch ab.“

Arnold mochte einsehen, daß er auf die begonnene Weise gegen den Juden, der so bedeutend im Vortheile war, nichts ausrichte, er lenkte also ein und fragte mürrisch:

„Was willst Du denn eigentlich?“

„Vor allen Dingen will ich machen Licht, daß wir können sehen, was wir sprechen un dann sollt Ihr vernehmen, was ich mit Euch habe.“

Der Jude zündete die Lampe an, setzte sie auf den Tisch, holte die Weinflasche, mit der er sich Einiges zu schaffen machte, worauf Arnold nicht achtete und nöthigte dann diesen zum Niedersetzen.

„Ich will reden vernünftig zu Euch, aber ehe ich es kann, müßt Ihr selbst sein vernünftig un alle Narrethei

von Euch thun. Werft die Grillen von Euch un trinkt 'nen Tropfen, damit Ihr kriegt Courage."

Zögernd nahm Arnold das vollgeschenkte Glas, welches der Jude ihm hinschob und trank es langsam aus. Hätte Arnold Unbefangenheit genug gehabt, er würde sein Befremden über den seltsamen Geschmack des Weines, der so schwer auf die Zunge fiel, geäußert haben. Aron Moses bewachte jede Bewegung des jungen Mannes und konnte seine Freude nicht verbergen, als er die Veränderungen wahrnahm, die mit demselben vorgingen. Die Züge desselben belebten sich, eine leichte Röthe flog über sein Gesicht, seine Augen begannen zu leuchten. Unaufgefordert griff er zur Flasche, füllte das Glas und leerte es in einem Zuge. Bald waren die ersten Spuren eines leichten Rausches sichtbar und äußerten sich durch ein lebhaftes Sprechen:

„Du hast recht! Hole der Teufel das Grillenfangen, ich will nichts damit zu thun haben. Sage an, Aron Moses, wie komme ich aus der Patsche, worin Du Satanskerl mich geführt hast? Geld muß ich haben, viel Geld, damit ich meine Kunigunde heirathen kann und einen einflußreichen Senator zum Schwiegervater habe. Dann komme ich vorwärts und vorwärts muß ich, es leidet mich nun einmal nicht im Staube bei den Andern. Und weil ich es nicht anders kann, als durch Geld, so muß ich es haben, woher es auch immer sei. Wein ist ein gut Ding! Schade, daß dies der letzte Tropfen ist! Nun, alter Maulwurf, erst so laut und nun nicht eine Silbe? Kannst nicht zu Worte kommen? Sprich schnell."

„Ich will sprechen schnell, aber es wird Euch nich gefallen. Wos ich gehabt, das habe ich Euch gegeben, un Ihr habt's verschleudert. Nu soll ich schaffen abermals Rath. Denkt Ihr, das is so leicht? Nicht alle Geldverleiher sind so gutherzig, als ich un wenn sie sollen greifen in die Tasche, machen sie ihre Bedingungen."

„Ich gehe jede Bedingung ein!" entgegnete Arnold mit steigender Gluth.

„Das läßt sich hören!“ rief Aron Moses geschmeidig. „Nu, wollen sehen, was sich thun läßt! Hört mir zu.“

Aber Arnold hörte mitnichten auf die Mittheilungen des Juden, die gleichgiltig an seinem Ohr vorüberrauschten. Mit steigender Ungeduld folgte er den Bewegungen desselben und gebot ihm endlich zu schweigen, da alle Erörterungen nur Zeit rauben, indem er sich jeder Bedingung unterwerfe, um seinen Zweck zu erreichen. Der Jude schwieg, nahm ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen, welche Arnold blindlings unterzeichnete. Aron Moses überflog die Schrift noch einmal, barg sie in seine Brieftasche und begann dann mehrere Goldstücke auf den Tisch zu zählen. Arnold verschlang das Gold mit den Augen, er strich es ein und gab dem Juden, der jetzt wieder der demüthig-ergebene Diener war, seine Befehle wegen der nächsten Ziehung. Dieser versicherte, daß sie auf das Pünktlichste ausgeführt werden sollten und griff nach seinem Hut, als die Thür sich öffnete und Meister Sander eintrat.

Arnold stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, aber angeregt von dem genossenen Wein, den der Jude ihm gewürzt hatte, das Gold in der Tasche, wodurch er sich zum Herrn seines Geschicks erheben wollte, war er keineswegs verlegen und rief mit übermüthigem Tone:

„Sei willkommen, Vater und nimm Platz. Ich habe mein Geschäft mit diesem Herrn eben vollendet und bin ganz zu Deinen Diensten.“

Aron Moses zog sich nach der Thür und sagte im Hinausgehen: „Weiß wohl, gestrenger Herr Werkmeister, daß ein armer Jüd wie ich in Euerer Nähe nich soll Athem holen, wie viel weniger ein Wort reden. Da danke ich den Gott meiner Väter — gesegnet sei er! — daß der Herr Sohn, der doch zum hohen Rathe gehört, besser denkt, un mir laßt zukommen sein Vertrauen un laßt machen durch mich seine Geschäfte, die er nich kann selbst verrichten. Spare Sie der Herr gesund, Herr Rathsschreiber,

ich komme morgen wieder, um nachzufragen. Sein Diener, gestrenger Meister."

Damit ging der Jude fort, der Alte aber rief ihm nach: „Satan von einem Juden, ich breche Dir den Hals!" Dann sich aber zu dem Sohne wendend:

„Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit Dir haben wollen, aber was sind die Entschlüsse eines Vaters, wenn er sein Kind dem Abgrund zustürzen sieht. Mögest Du nie begreifen, wie schwer ein Vaterherz belastet wird durch die Sünde der Kinder. Arnold, wohin bist Du gerathen?"

„Ich verstehe Dich nicht, Vater!"

„Du hast mich nie verstanden, oder verstehen wollen und das ist Dein Unglück. Ich aber verstehe Dich desto besser. Sohn, Du gehst dem Untergange entgegen, Du stürzest Dich in Jammer und Noth, bringst Schimpf und Schande über Deine Familie."

„Ich muß das von einem Vater hinnehmen!" sagte Arnold mit verbissenem Unmuth.

„Du wirst noch ganz Anderes hören müssen und von ganz Andern und darfst dann nichts erwidern, denn das Gewicht der Schuld lähmt Deine Zunge. Ich bin hierhergekommen mit einer schwachen Hoffnung im Herzen, aber als ich jenen Nichtswürdigen bei Dir sah, ist sie erloschen. Was hast Du mit ihm zu schaffen?"

„Er besorgt meine Geschäfte."

„Jener? — Arnold! Arnold! — Aber ich will mich fassen, will bedenken, was mich herführt. Ich habe nicht kommen wollen, aber Deine Mutter hat gebeten, gefleht und ich bin gegangen. In dem Hause Deines Vaters bereitet sich ein Fest vor, Deiner Schwester Hochzeit rückt heran ...."

„Unmöglich!"

„Ich weiß, es kränkt Deinen Hochmuth, aber das kann mich nicht hindern, für das Glück eines Kindes zu schaffen, das meine Vatersorge so dankbar fühlt. Binnen vierzehn Tagen ist die Hochzeit. Wenn Du noch ein menschliches Gefühl im Herzen trägst, so suchst Du den

ehrlichen Mann auf, der Deine Schwester glücklich machen wird, und bittest ihm die Kränkung ab, die Du ihm — ich weiß es — neulich im Uebermuthe zugefügt hast."

„Ist der Herr Schwager im Schurzfell so empfindlich?"

Der Vater brauste auf: „Bursche!" Er nahm, dem Sohn gegenüber, eine drohende Haltung an, aber er bezwang sich bald und führte ihn auf seinen Sitz zurück. Dann ergriff er seine Hand und sprach mit eindringlicher Wärme zu ihm, wobei seine Stimme zitterte und Thränen seine Augen feuchteten. Als er Alles gesagt hatte, was ein Vaterherz in solchen Momenten fühlt und was die Vaterangst ihm ausgepreßt, hielt er erschöpft inne.

Arnold war tief erschüttert.

Der Vater stand auf:

„Mein Wort hat den Weg zu Deinem Herzen gefunden; ich sehe es Dir an und gehe beruhigter fort. Könnte ich hoffen, daß es für immer sei, ich würde gern das Bischen Zeit, welches mir zugemessen ist, für Dich hinwerfen. Ich lasse Dich mit Deinen Gedanken allein, und morgen Abend, mein Sohn, morgen Abend erwarte ich Dich daheim. Dort wirst Du die Deinigen finden, ihre alte Liebe und Treue und was Dich jetzt unstät hin und her treibt, wird Dir wie ein Traum erscheinen. Gute Nacht, mein Sohn und laß Dich nicht vergebens erwarten."

Er ging.

Zehntes Kapitel.

Am andern Tage war im väterlichen Hause Alles in ängstlicher Erwartung. Man hoffte von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde — umsonst. Als end-

lich der Abend vollends verstrichen war und das Horn des Wächters ertönte, warf sich die Mutter lautschluchzend in die Arme des Gatten. Dieser drückte sie bewegt an sich und sagte mit tiefem Jammer:

„Weine nur! Wir haben heute unsern Sohn begraben!“

Und lautlos trennten sich die Anwesenden. Der Bräutigam nahm mit einem stillen Händedruck von der Braut Abschied und ging mit so schwerem Herzen von dannen, als ob er der verlorne Sohn sei. Die Nacht verhüllte mitleidsvoll allen Jammer, aber einen erquickenden Schlaf vermochte sie nicht den vielfach Gequälten zu verleihen.

Und Arnold? Und sein Versprechen?

Ein schwankender Charakter, wie der seine, faßt jeden Augenblick andere Entschlüsse. Wie die Grashalme sich vor dem Winde beugen, bald nach dieser Richtung, bald nach jener, wie Ost oder West gerade über sie dahin braust, so stand er unter der Herrschaft der Ereignisse.

Während der Nacht hatte er die besten Entschlüsse gefaßt. Er wollte den jungen Tischler, Matthias Hagen aufsuchen, und ihm ein freundliches Wort gönnen. Er wollte den Vater, die Mutter Abends besuchen, und Alles sollte sein, wie früher. Durch diese Gedanken beruhigt, schlief er einige Stunden in Frieden.

Am andern Morgen standen die Begebnisse des vorigen Abends ihm lebhaft vor Augen, sein Entschluß war noch fest und nur sein Verhältniß zu Aron Moses fiel ihm schwer aufs Herz. Wenn er auch die letzte Summe zurückgäbe, wie sollte er die erste decken?

Da kam Jemand, der seinem trüben Sinnen vorerst ein Ende machte. Es war der Bediente aus dem Kronbergerschen Hause, welcher eine Empfehlung brachte und den Auftrag, der Herr Rathsschreiber möge, bevor er zum Rathhause gehe, sich einen Augenblick zu dem Herrn Senator bemühen.

Das entschied. Kunigunde erschien ihm in allem Glanze ihrer lieblichen Schönheit, und die Sehnsucht nach ihr ward lebendiger als je. Er eilte hin zu kom-

men und stand harrend im Vorzimmer. Der Rathsherr konnte ihn nicht gleich vorlassen. Es war einer seiner Collegen bei ihm. Aber um den Schreiber vollends verwirrt und seinen guten Entschlüssen abwendig zu machen, erschien, völlig zum Ausgehen bereit, des Rathsherrn Töchterlein. Sie sah sich nach allen Seiten vorsichtig um, und als sie Niemand gewahrte, flüsterte sie ihm zu:

„Ich wußte, daß Du kommen würdest, sonst hätte ich Dir Botschaft gesendet. Heute Abend am bewußten Orte. Ich muß Dich nothwendig sprechen."

Mit diesen Worten eilte sie hinaus und gleich darauf wurde Arnold zu Kronberger beschieden. Das Geschäft, was dieser dem jungen Manne übertrug, war bald beendet. Das Benehmen des Rathsherrn gab sich nicht wie sonst, herzlich und freundlich; der alte Herr sprach sehr förmlich und abgemessen. Arnold fühlte sich gedrückt und beurlaubte sich so rasch nur immer möglich. Kronberger ließ ihn einige Schritte gehen, dann rief er ihn zurück:

„Herr Sander!"

Der junge Mann kehrte um.

„Sind Sie krank?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Jener. „Wie kommen der Herr Senator zu dieser Frage?"

„Weil Sie Ihr sonstiges frisches, munteres Ansehen, weil Sie die Unbefangenheit des Benehmens verloren haben. Sie sind verstört, unstätt, seltsam zerstreut, und ich höre mit Bedauern, daß dieser Zustand Einfluß auf Ihre Amtsführung haben soll. Wachen Sie über sich, junger Mann."

„Ich bin äußerst bestürzt . . . ."

„Wachen Sie über sich, habe ich gesagt. Körper und Geist müssen ebenmäßig gesund sein, sonst können sie nichts Gesundes zu Tage fördern. Gerade heraus mit der Sprache. Ich bekümmere mich wenig um das Privatleben der Herren Beamten, wenn sie nur sonst ihre Pflicht thun. Indessen kann es doch dem Rathe nicht

angenehm sein, wenn seine Subalternen ein öffentliches Aergerniß geben. Sie geben ein solches Aergerniß und ich meine, das kann nur aus einem krankhaften Gemüthe entstehen. Darum rathe ich nochmals wohlmeinend: Wachen Sie über sich und lassen Sie vor allen Dingen den Teufel des Hochmuths fahren. Bauen Sie keine Luftschlösser auf, man kann nicht darin wohnen. Guten Morgen, Herr Sander."

Arnold entfernte sich mehr todt als lebendig. Was sollte das bedeuten? Hatte Kronberger auf das Verhältniß Sanders zu Kunigunden anspielen wollen? Unmöglich. Die Liebenden hatten es ja bis zu dieser Stunde bewahrt und nur eine treue Dienerin theilte dasselbe. Oder wußte man, daß er Schulden gemacht und die geborgten Summen dem Lottoteufel zum Opfer brachte? Eben so unmöglich. Er hatte es Niemandem gesagt und Aron Moses konnte sich nur glückwünschen, wenn es verschwiegen bliebe; Plauderhaftigkeit bringt in solchen Fällen dem Unterhändler wenigstens keinen Nutzen. Arnold dachte nicht daran, daß Aron Moses in diesem Falle nicht seinen Nutzen, sondern Befriedigung seiner Rache suchte. An ein Drittes wagte er selbst sich nicht zu erinnern, an das verletzende Erscheinen vor Gericht, wo er zu Gunsten eines allgemein verhaßten Juden gegen den eignen Vater aussagte. Dies Ereigniß, das wie ein unauslöschlicher Schandfleck auf seiner Stirn brannte, hatte ihn in den Augen selbst der Gleichgültigen und Unbefangenen dauernd geschadet.

Er brachte den Tag zwischen Träumen und Wachen hin. Nur mit der größten Mühe stand er seinen Geschäften vor und noch war es heller Tag, als er bereits vor das Thor eilte. Das Versprechen, welches er seinem Vater gegeben, war vergessen. Bald hatte er die Kronbergersche Besitzung erreicht. Die Pforte, durch welche er gewöhnlich einzutreten pflegte, war heute verschlossen; er verwünschte die Sorglosigkeit der Dienerin, die vergessen hatte, sie zu öffnen, und suchte einen andern

Eingang. Es gelang ihm, eine Stelle zu entdecken, wo der Zaun etwas niedriger und schadhaft war und schwang sich hinüber. Rasch eilte er der Laube zu, wo er in der Regel seine Kunigunde zu treffen pflegte. Statt ihrer erschien die Magd, die ihn kaum gewahrte, als sie ihm Zeichen über Zeichen machte, und dann entfloh. Was bedeutete das? Sollte er bleiben, oder sich zurückziehen? Ehe er noch mit sich darüber einig werden konnte, trat der Rathsherr Kronberger aus einem Seitengang und stand ihm gerade gegenüber:

„Guten Abend, Herr Sander!" sagte er mit einer Eiseskälte, die das Blut in den Adern erstarrte. Arnold war wie niedergeschmettert.

„Was steht dem Herrn Schreiber zu Diensten?" fragte Jener mit schneidendem Hohne weiter, aber Arnold war noch immer nicht im Stande, eine Antwort zu ertheilen.

„Jammervoller Mensch," fuhr Kronberger fort, und die tiefste Verachtung malte sich in seinen Zügen, „der sich nicht scheut, gegen Sitte und Ordnung ein Verhältniß anzuknüpfen, der sich erfrecht, ein junges, unerfahrnes Kind hinterrücks zu beschwatzen, wie ein Dieb zur Nachtzeit, auf unerlaubten Wegen in das wohlverwahrte Eigenthum eines Bürgers zu dringen und dann, wenn er einem Manne gegenüber steht, nicht einmal den Muth hat, ein Wort zu sprechen, sondern wie ein überführter Verbrecher da steht, mit bebenden Lippen und schlotternden Knieen. Rede, wie bist Du hierher gekommen und was war die Absicht Deines Besuches?"

Arnold gewann es über sich, einige Worte hervorzubringen und gewaltsam das Band der Zunge zu zerreißen:

„Hören Sie mich nachsichtig an; ich flehe darum. Ich verdiene Vorwürfe, aber so tief gesunken, als Sie zu glauben scheinen, bin ich nicht. Mein Eindringen in diesen Garten verdient eine ernste Rüge, aber wenn Sie wüßten, wie dieses Herz empfindet...."

„Sprechen Sie nicht von Empfindungen, da Sie jede ächt menschliche Regung mit Füßen treten," sagte Kronberger ernst. „Ich verlange keine Vertheidigung, sie ist ganz unnütz. Uebrigens stehen wir nicht in einem solchen Verhältniß zu einander, daß ich irgend ein Interesse hätte, Ihre Vertheidigung anzuhören. Ich weiß Ihre Absichten und habe sie dieses Mal vereitelt. Danken Sie es meiner früheren Zuneigung, daß es auf eine so glimpfliche Art geschieht. Daß Sie unter den vorliegenden Umständen hoffen konnten, Ihr verwegenes Projekt in Ausführung zu bringen, beweist mehr als alles Andere, welcher Art Ihre Gesinnungen sind. Vor der Wiederkehr dieses Paroxismus lassen Sie sich warnen. Hören Sie? Und nun ist dies ein für alle Mal zwischen uns abgethan. Dort hinaus geht Ihr Weg."

Der Rathsherr deutete stolz mit der Hand nach dem Ausgange des Gartens und entfernte sich ohne Gruß. Die Pforte stand jetzt offen und Arnold befand sich auf freiem Felde.

Er ging, wie abwesend, mechanisch weiter. Das Erlebte hatte ihn zu mächtig getroffen, von diesem Schlage erholte er sich sobald nicht. Erst nach einigen Tagen kehrte ihm das Bewußtsein an die Schmach zurück, die er erduldet, und der ohnmächtige Zorn loderte hell auf in seiner Seele.

„Es soll nicht ungeahnet hingehen!" rief er in sich hinein. „Ich muß Rache haben für den Schimpf, der mir widerfahren ist, und Kunigunde muß mein werden, dem hochmüthigen Vater und der ganzen stolzen Sippschaft zum Trotze. Wann ich nur irgend eine Kunde hätte von ihr! Wenn sich nur der kleinste Anknüpfungspunkt darböte. Ich tappe in völliger Finsterniß. Hört es, Ihr, die diese Schmach über mich gebracht haben, ich will es Euch vergelten."

Kunigundens Mädchen schlich sich zu Arnold. Sie wußte nicht genug zu erzählen, was ihre junge Herrin leiden müsse, seit jenem Tage, da der Senator das Ver-

hältniß zu Arnold entdeckt und die Zusammenkunft im Garten gestört habe. Er behandle sein Kind mit der äußersten Strenge. Sie sei auf ihr Zimmer angewiesen und dürfe nicht einmal in die Kirche gehen. Dazu sei ihr angezeigt worden, daß mit Nächstem der längst erwartete Bräutigam eintreffen und um ihre Hand anhalten werde. Der Fluch des Vaters werde sie mit vollster Schwere treffen, wenn sie auch nur im geringsten Miene mache, denselben auszuschlagen. Nur durch unbedingten Gehorsam könne sie auf die Vergebung des Vaters rechnen.

„Mein armes Fräulein sitzt und weint den ganzen Tag, und weiß sich nicht zu rathen und zu helfen. Die Leute geben sich alle erdenkliche Mühe, sie von ihrem Entschluß abzubringen, und erzählen ihr stündlich, was für ein schlechter Mensch Sie wären und wie Sie unverantwortlich gegen Ihre Familie gehandelt hätten. Aber Fräulein Kunigunde glaubt es nicht; sie ist von Ihrer Liebe und Redlichkeit fest überzeugt und läßt Ihnen durch mich sagen, sie würde Ihnen treu bleiben, es möge kommen, was da wolle. Aber, lieber junger Herr, nun müssen Sie auch die Gebeugte aufrichten und ihr beistehen mit Rath und That; sonst kann ich nicht dafür bürgen, daß zuletzt doch Alles schief geht."

Aber woher sollte Arnold, der selbst rathlos war, Trost und Hülfe für einen Andern, wäre es auch für die Geliebte, erlangen? Er schickte das Mädchen fort mit einigen nichtssagenden Phrasen, sammt den Betheuerungen seiner ewigen Liebe und überließ sich dann dem dumpfen Hinbrüten, wie vorher.

Aber nicht lange sollte er ungestört bleiben. Diesmal war es Aron Moses, der mit einem teuflischen Lächeln in das Zimmer trat:

„Thut mir leid, daß ich muß machen einen Kummer. Da is gekommen der Bräutigam von Mamsell Kronberger. Es is ein gewaltig reicher Mann, der wird willkommen sein dem stolzen Vater, wenn er auch nich wird gefallen der Tochter, weil er is eben so häßlich, als

reich un soll sein mächtig roh un ungebildet. Dadurch gelingt es vielleicht, die Verlobung aufzustützen, denn die Mamsel Kronberger kann ja werden krank, oder was weiß ich? Aber da is ein anderes Hinderniß, un das geht aus vom Herrn Werkführer Sander, von dero großmächtigem Herrn Vater mit dem Schurzfell."

„Aron Moses! Hüte Dich!"

„Nu, was wollen Sie? Der Herr Vater scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, zu machen den Störenfried bei allen Dingen. Andere Leute streben hinauf; er drückt sich un die Seinen herunter. Ich weiß gewiß, daß binnen drei Tagen die Hochzeit Ihrer Schwester mit dem armen Tischler ist. Der Alte thut's aus Caprice."

„Meinetwegen!"

„So? Nu! Meinetwegen auch. Meinen der Herr, es sei diese Schwägerschaft dazu angethan, Sie in die Sippschaft mit dem vornehmen Senator zu bringen? Puh! Was wird der gestrenge Herr die Nase rümpfen, wenn er den Leimtopf riecht! Mein! Ich glaube, er bittet sich zur Hochzeit un feiert selben Tages Ihre Verlobung."

„Quäle mich nicht mit Dingen, die ich nicht ändern kann."

„Warum nich? Man muß suchen die Hochzeit zu verschieben. Es giebt einen Schuldschein, den hat ausgestellt der alte Tischler Hagen und den der Sohn mit unterschrieben hat. Er kann jeden Augenblick eingeklagt werden, un ich hab's Papier an mich gebracht für'n Spottgeld. Damit wär' vielleicht was zu machen. Wollen Sie ihn?"

Dieser Vorschlag fand Arnold's Beifall. Mit Lebhaftigkeit fragte er nach dem Preis. Er verschlang einen großen Theil seines erst kürzlich gemachten Anlehens; aber was fragte er jetzt darnach? Hatte er doch ein Mittel in Händen, wodurch er die ihm verhaßte Heirath rückgängig zu machen glaubte. Aber die Rechnung war ohne den Wirth gemacht.

Arnold eilte, nur von einem Gedanken erfüllt, nach der Behausung seines ehemaligen Schulfreundes und baldigen Schwagers. Dieser empfing den Besuch mit unverstellter Freude, denn er erblickte darin eine Annäherung, eine Versöhnung. Kalt, ja abstoßend erwiderte Arnold den lebhaften Gruß des jungen Meisters, wies frostig den dargebotenen Stuhl zurück und begann die Unterhandlungen.

Matthias Hagen glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Er hielt Anfangs das Ganze für einen übel angebrachten Scherz und suchte ihn mit Lächeln zurückzuweisen. Als er aber die bittere Wahrheit erkannte, als er begriff, daß Arnold ihn bestimmen wollte, die Heirath mit seiner Schwester aufzugeben, als er ihm aus Erkenntlichkeit dafür den eingelösten Schuldschein bot, so wie andere Vortheile in Aussicht stellte, da riß dem jungen Handwerker die Geduld und mit Anstrengung einen heftigen Zornesausbruch zurückhaltend, sagte er:

„Du bist ein hochmüthiger, verderbter Mensch! Bedächte ich nicht Deine arme Schwester, die ich über Alles liebe, so wollte ich Dich jetzt anders heim leuchten. Nicht ich werde Deiner Familie Schande machen, sondern Du wirst es, und wenn sie Dich einmal von den Orten vertrieben haben, wohin Du Dich drängst, und wohin Du nicht gehörst; wenn Dich das Elend verfolgt und Du nicht mehr weißt, wo Du Dein Haupt niederlegen sollst, und Du pochst bei mir an, dann denke daran, was Du mir heute zu Leide gethan, und wundere Dich nicht, wenn ich Dir die Thüre vor der Nase verschließe."

„Dahin wird's nicht kommen, mein stolzer Herr," entgegnete Arnold außer sich. „Brüste Dich, wie Du kannst und weißt, aber die Hochzeitsgedanken will ich Dir doch vertreiben. Damit Du aber siehst, daß ich zu leben weiß, so sage ich Dir hiermit voraus, daß ich Dich an Deinem Hochzeitstage einstecken lasse. Richte Dich darnach und schiebe ihn so weit hinaus, als möglich, damit Du auf freien Füßen bleibst; denn das sage ich Dir,

habe ich Dich einmal, so kommst Du nicht eher los, bis Du mich bei Heller und Pfennig bezahlt hast, und das, denke ich, wird nicht allzu schnell gehen."

Mit diesen Drohungen entfernte sich der Rathsschreiber.

Eilftes Kapitel.

Die Worte des Rathsschreibers waren schwer in die Seele des jungen Meisters gefallen und trotz aller Mühe vermochte er der bittern Empfindung, die sie erregt hatten, nicht Herr zu werden. Mit Besorgniß sahen es seine Braut und die Geschwister, mit Besorgniß sah es die alte Mutter, die schon um des Leides willen, welches ihr Sohn Arnold ihr verursachte, so tief gebeugt war. Matthias Hagen, der den Schmerz der armen Mutter nicht noch vergrößern wollte, that sich Gewalt an; er verschwieg die ihm gewordene Kränkung und schob seine Mißstimmung auf andere Vorfälle, wie sie wohl dem Geschäftsmanne zu begegnen pflegen.

Vater Sander aber sah schärfer. Er errieth, was vorgefallen war und sagte es dem jungen Manne auf den Kopf zu. Als dieser schwieg, schüttelte er ihm freundlich die Hand und meinte, darum solle er sich nicht kümmern. Den Arnold habe er aus Herz und Sinn gestrichen, sein Drohen sei ohnmächtig und nur ein Narr werde sich davor fürchten. „Das sei Dir genug, Matthias!" schloß der Alte. „Du bist mir an Sohnes Statt und nun kein Wort weiter von der ganzen Geschichte."

Matthias umarmte den Vater und ging beruhigter. Von dem Schuldschein, der sich in den Händen Arnolds befand, hatte er nichts zu äußern gewagt und doch plagte

ihn der Gedanke daran unaufhörlich. So kam er in ein Weinhaus, wo er wohl ab und an einzukehren und einen halben Schoppen Wein zu trinken pflegte. Dort traf er einen Gewerksgenossen, der fröhlich und guter Dinge war und einen ganzen Schoppen Alten vor sich stehen hatte. Matthias konnte seine Verwunderung darüber nicht verbergen, denn er wußte, daß es jenem Manne bisher nur kümmerlich gegangen sei, und er oft nicht den Groschen gehabt habe, um seinen halben Schoppen zu trinken, geschweige denn einen Ganzen vom Besten. Das merkte Jener und lud ihn ein, niederzusitzen und mitzutrinken.

Der Wein schließt die Herzen gegenseitig auf. Noch war der Schoppen nicht zur Hälfte geleert, als Jener auch schon wußte, wo den armen Matthias der Schuh drückte. Er faßte den Freund bei der Hand und sagte theilnehmend, es sei ihm vor Kurzem eben so gegangen; allein jetzt sei er über das Elend hinaus und lebe in Frieden. Er fühle aber zugleich die Pflicht, allen Freunden, die ein gleiches Leid drücke, aufrichtig zu sagen, wie er davon befreit sei, und ihnen anzurathen, dasselbe Mittel zu wählen. Es helfe unverzüglich und bei einem neuen Schoppen wollten sie es besprechen.

Dieser ward gebracht und der fröhliche Meister beschrieb nun umständlich, wie es ihm kümmerlich gegangen, weil man ohne Geld kein umfassendes Geschäft übernehmen könne. Nun aber habe er zwei Bauten, einen dritten in Aussicht, Verdienst vollauf und das Alles ganz allein durch die Lotterie. Darum solle auch Matthias frisch seine Nummern setzen und er werde mit einem Male aus der Patsche sein.

Diese Belehrung fand einen Ungläubigen, denn Matthias hatte schon Viele kennen gelernt, die das Ihrige in der Lotterie verspielten und mit der Familie an den Bettelstab gebracht worden, aber das Umgekehrte sei ihm noch nicht begegnet.

Da füllte der Meister die Gläser auf's Neue, und sah den Freund mit fester Miene an:

„Du hast recht. Was waren es aber auch für Gesellen? Junges oder altes liderliches Volk, das keine Lust zum Arbeiten hat und ohne Mühe Reichthum erwerben will, um ihn wieder zu verprassen. Na, solchen geschieht ganz recht, und sie können nichts Besseres thun, als auf dem Misthaufen enden. Das ist aber ein Anderes mit Unsereinem. Wir sind fleißig und wollen gern vorwärts. Wir wenden uns an unsere wohlhabenden Mitbürger, aber diese sind zäh und können nimmer den rechten Elbogen in die linke Tasche thun. Da wenden wir uns nun an den lieben Gott. Der hat den Willen, aber wie soll er uns das zuwenden, womit er uns bedenken will? Er kann's doch nicht vom Himmel herab uns gerade vor die Füße werfen, und die harten Thaler kann er doch auch nicht auf unsern Hof herabregnen lassen wie den Hagel und das Gräupeln? Da zeigt er uns denn einen Ausweg. Diesen habe ich betreten. Wer mit reinem Gemüth in die Lotterie setzt, um den Gewinn auf eine redliche Weise zu seiner Familie Wohl zu verwenden, dem wird auch sein bescheiden Theil."

Das ist eine neue Sorte von Spielern. Sie glauben, weil sie die redliche Absicht haben, den ihnen zufallenden Gewinn auf eine nützliche Weise zu verwenden, könne ihnen dieser nimmer entgehen.

Matthias saß nachdenkend da. Auf diesen Gedanken war er noch nicht gekommen. Der Freund sah ihn mit wohlwollendem Lächeln an:

„Ich habe das mir anvertraute Pfund nicht gemißbraucht, und nur weil ich Dich unvermuthet traf, ist es gekommen, daß ich den zweiten Schoppen bestellte. Nun ist's Zeit aufzubrechen. Lebe wohl und folge meinem Rath, so wird's Dir wohlgehen. Und höre: Soll der Treffer mit Bestimmtheit glücken, so muß Einem das Einsatzgeld, ohne daß man darum bittet, von einem Dritten mit reiner Hand geschenkt werden. Mir hat ein braver Mann diesen Dienst geleistet. Ich will ihn Dir wieder leisten.

Da hast Du einen Thaler und möge er Dir zum Glücke ausschlagen."

Damit ging jener Mann seiner Wege in der besten Meinung, ein gutes Werk gethan zu haben. Wahrlich, der Fünfnummern-Teufel kennt die geheimen Wege zu den Herzen der Menschen nur allzu wohl.

Matthias Hagen blieb noch eine Weile tief nachdenkend und ohne auf das Geschwätz der Mitgäste zu achten, bei dem Reste des Schoppens sitzen, dann ging er. — Wohin? — Als am andern Tage die Lotterie gezogen war, erhielt er für eine gewonnene Ambe genau die Summe, welche er nach der Verschreibung, die sich in Arnolds Händen befand, schuldete und noch einige Thaler darüber.

Der junge Meister hielt seinen Gewinn geheim. Keiner erfuhr davon, nicht einmal seine Braut. Aber er war heiter, gesprächig; der Geist des Unmuths hatte ihn verlassen und er brachte wieder einigen Frohsinn in das stille Haus des Werkmeisters.

So kam der Tag seiner Hochzeit heran. Man war übereingekommen, ihn auf die möglichst einfache Weise zu feiern, sowohl um keinen unnützen Aufwand zu machen, als auch, um an das Verhältniß, worin der Sohn zum Vaterhause stand, so wenig als möglich zu erinnern. War es ja doch schon über die Gebühr in Aller Munde.

Noch war über eine Stunde von der zum Kirchgange verabredeten Zeit, als Matthias Hagen bereits festlich angethan in seinem Stübchen stand, die Minuten zählend, bis es ihm vergönnt sei, nach dem Hause der Braut zu gehen. Da öffnete sich die Thür und sein Schwiegervater trat ein.

Gegrüßt, mein Sohn. Du bist völlig gerüstet, wie ich sehe. Wartest wohl schon recht auf die ersehnte Stunde? Nun, ich darf Dir sagen, es geht mir nicht anders. Habe mich schon den ganzen Morgen nach Dir gesehnt und bin gekommen, um Dir den besten Gruß zu bringen von Deiner Braut und Dich nach meinem Hause zu geleiten. Ob es gerade nach der Regel ist, wie ich es thue, weiß

ich nicht, aber nach meinem Herzen ist es. Du bekommst eine brave Frau und ein gutes Weib ist ein Segen für einen christlichen Hausvater."

Matthias drückte dem Schwiegervater die Hand und Beide schickten sich an zu gehen, aber eben so schnell fuhren sie, wie von einer Tarantel gestochen zurück, denn der Jude Aron Moses trat ihnen in der Thür entgegen.

„Was wollt Ihr hier, Bösewicht?" fuhr Meister Sander auf ihn zu. „Den Augenblick packt Euch, Ihr Unverschämter, oder ich weise Euch, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

„Mein! Was heißt das?" entgegnete der Jude. „Warum fahrt Ihr mich so an? Bin ich in Euerm Hause, daß Ihr mir könnt weisen die Thür? Ich bin hier in einem Hause, wo Ihr mir nicks habt zu befehlen und habe nur mit dem jungen Manne hier zu thun, den Ihr eben fortführen wollt."

„Das lügt Ihr!" fuhr der Meister heraus und sich dann bezwingend, sagte er zu seinem Schwiegersohn: „Nicht wahr, er lügt, Sohn! Was könntest Du mit diesem Menschen zu theilen haben?"

Matthias Hagen wußte sich ganz frei von jeder Beziehung zu den Juden, und doch bemächtigte sich seiner ein unbekanntes Ahnen, und er entgegnete mit unsicherer Stimme:

„Ihr sagt recht, Vater! Ich weiß in der That nicht, was dieser Besuch bedeutet. — Nun, Jude, rücke mit der Sprache heraus."

„Zu dienen, mein schmucker Herr Bräutigam," rief dieser und sah ihn mit einem lauernden Blicke an. „Braucht Euch gar nicht so sehr auf das hohe Pferd zu setzen, kriege Euch doch herunter und Ihr sollt mir demüthig genug werden. Damit ich es kurz mache. Habe da ein Papierchen eingehandelt, das hat unterschrieben ein todter Mann und ein lebendiger. Der todte Mann das ist Euer Vater, der lebendige seid Ihr. Nach diesem Papier seid Ihr mir schuldig die Summe von hundert und zwanzig

Thalern, welche ich kann einfordern zu jeder Zeit, wann ich will. Ha! Ihr bekommt eine ganz andere Farbe auf ein Mal. Glaub's wohl, daß es Euch unbequem ist."

„Was ist das für ein Schuldschein?" fragte Meister Sander mit ernstem Tone.

Matthias Hagen erzählte, was es mit diesem Scheine für eine Bewandniß habe und was der Leser schon weiß. Aron Moses unterbrach ihn:

„Können sich die Herren doch erzählen ein ander Mal, die Geschichte. Jetzt bitte ich, mich nich aufzuhalten un mir zu sagen, ob ich kann bekommen mein Geld, wo nich, muß ich zu meiner Sicherheit nehmen andere Maßregeln ...."

Der junge Tischlermeister ließ den Juden nicht ausreden, sondern rief mit hochfahrendem Tone, der dem Schacherer imponiren sollte:

„Nur still da mit dem Geplapper und her mit dem Schein, ich werde ihn einlösen!"

Damit ging er an den Schrank, holte den Gewinn seiner Ambe hervor und zählte ihn auf den Tisch.

„Mich schönstens zu bedanken," entgegnete der Jude hastig, sein Geld einstreichend. „Mein, was seid Ihr für 'n mächtig guter Zahler. Hätte ich's gewußt vorher, ich hätte Euch nicht molestirt am Hochzeitsmorgen. Hier is der Schein. Wenn ich einmal dienen kann, soll's mir eine Freude sein."

Er zog sich nach der Thür, aber ohne hinauszugehen. Die Männer achteten nicht darauf und Meister Sander sagte mit wahrhafter Bekümmerniß:

„Um Gotteswillen! Was ist das für Geld? Wie kommst Du zu einem solchen Reichthum und hast mir nichts davon vertraut. Matthias! Matthias! Was soll ich von Dir denken?"

Der junge Tischlermeister faßte die Hand des Schwiegervaters, drückte sie an seine Lippen und sagte:

„Um Gott, Vater, scheltet mich nicht. Wenn Euch die Art und Weise, wie es mein Eigenthum geworden,

auch nicht zusagt nach Eurer Art zu denken, so ist es doch ehrlich in meinen Besitz gekommen und ich muß den Zufall preisen, der es mir geschenkt, denn sonst wäre ich jetzt verloren."

Und nach diesen Worten erzählte er dem aufhorchenden Alten die Geschichte jenes Geldgewinnes.

Der Alte seufzte tief auf. Das Gift, welches seinen Sohn von Grund aus verderbt hatte, war nun auch seinem Schwiegersohn eingeflößt worden. Eine Reihe trüber Bilder tauchten ahnend vor ihm auf und er vermochte sich der Thränen nicht zu erwehren. Der Jude aber trat plötzlich wieder vor und sagte:

„Also einen neuen Kunden haben wir gewonnen in Euch? Segne es der Gott Abrams uns Allen und wann Ihr wieder ein Gelüst habt auf so wohlfeile Weise Euch von Euern Schulden zu helfen, geht nich bei meiner Collecte vorbei."

Kaum gesagt, war er spurlos verschwunden.

„Der Kerl ist wie ein böser Geist," sagte Matthias Hagen vor sich hin. „Es ist, als ob die Erde ihn vor meinen sichtlichen Augen verschlungen hätte."

„Der böse Geist ist in Dir," entgegnete Meister Sander. „Suche ihn zu bannen, das ist der einzige Rath, den ich Dir geben kann. Ich hatte nicht im Sinn, Dich um etwas zu bitten, denn Du hattest Dich selbst mir gegeben als Sohn. Aber nun muß ich doch noch etwas von Dir bitten uod Du mußt es mir feierlich zusagen, ehe wir mitsammen diese Schwelle überschreiten."

„Ich will Alles thun, was Ihr von mir fordert, denn ich ehre Euere Rechtschaffenheit. Sagt nur, was es sein soll."

„Du hast mir gesagt, daß Du nur das eine Mal in die Lotterie gesetzt und nur den Dir geschenkten Thaler dazu verwendet hättest."

„Das ist die reine Wahrheit."

„So gelobe mir feierlich in diese Hand, daß es auch das letzte Mal gewesen sein soll."

„Ich verspreche es.“

Meister Sander hielt die Hand des jungen Mannes längere Zeit und sah ihm fest in's Auge, dann sagte er:

„Ich bin jetzt beruhigt. Du bist ein ehrlicher Mann und wirst Wort halten: Mir, Deiner Braut und Dir selber. Laß uns jetzt gehen, wir haben schon zu lange gezögert.“

Während Beide durch's Thor nach der Wohnung des Werkführers gingen, war Aron Moses bereits bei dem Rathsschreiber angelangt. Er sah den jungen Mann, der in großer Erregtheit auf- und abging, mit einem vieldeutenden Blick an und sagte:

„Habe die Ehre, dem Herrn Rathsschreiber anzuzeigen, daß Jungfer Margarethe Sander wird sein binnen einer Stunde Frau Meisterin.“

„Wie, Elender? Habe ich Dir nicht den Schein ....?“

„Was thu ich darmit? Der Schein is fort. Hat'n eingelöst, baar und blank eingelöst un das Geld klimpert hier in der Tasche. Ist zwar Euer, aber ich behalt's auf Abschlag von der großen Summe, so Ihr seid mir schuldig un sollt zahlen zum Neujahr.“

„Woher hat der Bursche das Geld genommen?“

„Woher? Von derselben Stelle, woher Ihr habt's nehmen wollen un nicks gethan, als Euch die Fingern verbrennt. Er hat's gewonnen in der Lotterie.“

„Unmöglich!“

„Hat's gewonnen, sage ich Euch, un wird gewinnen fernerhin, denn er is unser mit Leib un Seel, wie tausend Andere; Ihr mit eingerechnet.“

„Ich nicht! Nicht ich!“

„Denkt Ihr, Ihr seid'n Haar besser? Versucht's! Laßt ab vom Spiel. Ihr werdet's über Euch gewinnen am Mittwoch un werdet beharrlich bleiben bis über den Sonntag hinaus. Aber wenn der Montag Morgen is gekommen, wird Euch das Feuer auf den Nägeln brennen un nich schnell genug könnt Ihr fortbringen Euer aufgeborgtes Geld, um zu kriegen am Nachmittag, was Ihr schon

so oft gekriegt habt: Einen wüsten Kopf vom vielen Trinken."

„Dir danke ich es!"

„Was wollt Ihr? Ich bin nachgegangen meinem Geschäft. Daß Ihr habt kein Glück gehabt, is nich meine Schuld un hat mir Schaden genug gebracht. Zins un Zinsen-Zins, was Ihr mir habt mit aller Ruhmredigkeit versprochen, is hin. Mächtig viel Geld habe ich an Euch gewagt, mehr wär' vom Uebel. Wenn Ihr weiter spielen müßt, so seht zu, wer Euch das Geld dazu borgt. Ihr sitzt im Unglück, un dürft Jahr un Tag nicht daran denken, eine Nummer zu besetzen. Dagegen rathe ich Euch, mit Ernst darauf zu sinnen, wie Ihr wollt bezahlen, was Ihr mir schuldig seid. Wann der Termin is um, komme ich zu präsentiren meinen Schein, un Ihr wißt wohl, ich lasse mich nich mit schönen Worten abspeisen. Habe übrigens das Vergnügen, mich dem Herrn Rathsschreiber höflichst zu empfehlen."

„Teufel! Teufel!" rief Arnold Sander und sank auf einen Stuhl. „Ich glaube wahr und wahrhaftig, daß er der Teufel ist."

Zwölftes Kapitel.

Eine geraume Zeit ist verstrichen. Längst deckt schwere Winternacht die Erde; finster und trübe, wie der schneebewölkte Himmel ist es in den Gemüthern aller Derer, die wir kennen. Allmählich schleicht die Zeit im langsamen Schneckengange vorüber und nicht mehr in endloser Ferne liegt der neu belebende Lenz. Aber in die Herzen unserer Freunde will der Strahl des jugendlichen Lichtes nicht fallen.

Wir werfen einen Blick auf Alle und zunächst auf den Mann, der uns bei'm Anfang dieser Geschichte so glücklich entgegen trat, auf Meister Sander. Es war einsam um ihn geworden. Die Mutter hatte dem Kummer über den geliebten Sohn nicht lange Trotz geboten, sie sank auf ein langes Siechbett. Anna, die Jüngste, hatte vollauf mit ihrer Pflege und der Wirthschaft zu thun, nur wenige Augenblicke blieben für den Vater übrig. Die zweite Tochter, Doris, war ihrer Herrschaft nach der mehrere Meilen entfernten großen Handelsstadt gefolgt. Margarethe, die bereits, um aller trüben Vorzeichen willen, mit einer bösen Ahnung aus dem älterlichen Hause gezogen war, fand nicht das ersehnte Glück, und hielt sich von dem Vater fern, um ihm nicht durch ihren Anblick neue Kümmernisse zu bereiten. So steht der alte Mann allein in seiner früher so lebenvollen Welt, und wenn er Abends nach schwerem Tagewerk nach Hause kehrt, sitzt er gramerfüllt in seinem Sorgenstuhl, seinen Grillen überlassen, bis er tief aufseufzend sein Lager sucht. Und mit der frühen Morgenstunde eilt er wieder, nur von einem flüchtigen Gruße seines Kindes geleitet, auf den Schauplatz seines Wirkens zurück. Aber auch dieser ist nicht mehr, was er früher war, ein Schauplatz der Freude und Lust. Seit jenem Abend, da die Fabrikarbeiter den Sturm auf sein Haus unternommen hatten, war das patriarchalische Verhältniß, was bisher in dem Innern der Fabrik bestanden hatte, für immer gebrochen. Jetzt gab es so viele Partheien als es Männer gab. Einige hielten treu zum alten Freunde, aber sie durften es sich, der Andern wegen, nicht merken lassen. Andere dagegen waren ihm um seiner Strenge willen feindlich gesinnt, und traten stets offenkundiger mit dieser Gesinnung hervor. Noch Andere suchten eifrig nach einer Schwäche des alten Mannes, um ihn dabei zu fassen und zu stürzen; sie umschwärmten ihn, wie ein Flug gereizter Bienen, deren Stachel eine brennende Wunde hinterläßt. Einige nahten sich ihm mit falschem Mitleid und unend=

lichem Bedauern; sie suchten ihn sicher zu machen, um den schlau umgarnten, arglosen Mann desto empfindlicher zu verwunden. Es gelang ihnen nur zu gut. Dem alten Manne wurde das Dasein täglich eine unerträglichere Last und nur sein ächt christlicher Sinn hielt ihn aufrecht. Am ärgsten aber waren unter Allen die Trinker und Spieler, deren erbitterter Gegner er war und bei denen er die Strenge der Gesetze unnachsichtlich in Anwendung brachte. Je größer die Härte, je größer der Trotz; er fühlte selbst, daß er diesem Kampfe auf die Länge nicht gewachsen war. Zu dem Allen kam, daß Herr von Helleben schon seit längerer Zeit, sammt seiner Familie, von der Fabrik weg gezogen war, und sich um diese selbst wenig oder gar nicht kümmerte. Alles lag auf dem einsam stehenden Meister. Gern hätte er seinem Herzen an dem Herzen seines Schwiegersohnes Luft gemacht, aber es fehlte ihm der Muth, zu diesem zu gehen. So oft er desselben gedachte, flog eine Wolke des Unmuths über sein Angesicht.

Und warum?

Matthias Hagen hatte nach der ziemlich freudlosen Hochzeit, die sich bei der niedergedrückten Stimmung aller Theilnehmer unerträglich lange hinzog, seine junge Frau in seine Wohnung geführt, die für sie keine Wohnung des Glückes werden sollte. Der Schuldschein war eingelöst, aber damit auch alles Geld aufgezehrt, und neuer Zufluß nicht zu erwarten, denn Matthias hatte keine bedeutende Kundschaft. Für einige Arbeit in der Fabrik sorgte Meister Sander, aber diese hielt nicht lange an. Zur Winterszeit liegt die Werkstatt meistens brach. Margarethe fand sich mit bewundernswerther Ergebung in den Mangel, der sie gleich zu Anfang ihrer Ehe heimsuchte. Nicht so ihr Mann. Er irrte unstät umher, und wenn er wieder einen vergeblichen Gang gemacht hatte, flog ihm wohl der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht noch ein Mal aus der Quelle schöpfen solle, die ihm einen so kräftigen Labetrunk geboten. Anfangs wies er

diese Mahnung mit großer Entrüstung zurück, aber sie kehrte wieder und der Widerstand wurde schwächer. In einer solchen Stimmung begegnete Matthias Hagen seinem alten Freund, den er einst hinter einem Schoppen alten Weins gefunden, und der ihm den Thaler geschenkt hatte, um, wie es die Spieler nennen, dem Glücke die Hand zu bieten. Die frühere Bekanntschaft wurde erneuert, und bald wußte Jener Alles, was seit dem Tage, da sie sich nicht wieder gesehen hatten, geschehen war.

Der gute Freund war sehr übel auf Matthias Hagen zu sprechen. Mit nichten hätte er das Geld, welches ihm der liebe Gott zugewandt hatte, auf solche Weise von sich werfen müssen. Der Jude wäre, bis auf bessere Zeiten, auch mit einem Viertheil zufrieden gewesen, und das Uebrige hätte er in sein Geschäft stecken, Holz, Nägel, Werkzeuge und andere Dinge kaufen sollten, die ein Tischler brauche, um gute und begehrte Waare zu liefern. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott zwei Mal hinter einander für denselben Menschen ein Wunder thue; indessen sei es ja möglich, und er seinerseits wolle dazu beitragen, indem er dem benöthigten Freunde mit eben so reiner Hand eine Gabe reiche, wie damals. Nun sei er aber seiner Verpflichtungen quitt und lasse sich für die Zukunft auf nichts Weiteres ein. Damit gab er dem Bekümmerten mit ziemlich mürrischem Gesicht einen Thaler, statt ihm einen Theil der Arbeit zu geben, die er bei weitem nicht bewältigen konnte, und so einen dankbaren und zufriedenen Menschen zu machen. Ich glaube, auch in diesem Spießbürger trieb der Fünfnummern-Teufel sein Wesen und regierte dessen Kopf und Hand nach seinem Wohlgefallen.

Matthias Hagen wog das empfangene Geldstück in der Hand und überlegte, was mit demselben zu thun sei. Es fiel ihm nicht ein, dasselbe ganz, oder doch zum größten Theile seiner Frau zu geben, um den bescheidenen Haushalt um eine kurze Frist weiter zu fördern, sondern er sah aus diesem einen Thaler Hunderte als junge fri-

sche Saat emporkeimen und stand, ohne zu wissen wie, am Tische des Collecteurs. Indessen war er doch diesmal so vernünftig, nur die Hälfte desselben an die geliebten Nummern zu wagen. Auf dem Heimwege fühlte er etwas wie Gewissensbisse, und lief in eine nahe Schenke, um sie mit einem Glase Branntwein hinab zu spühlen. Aber eines hat keine besondere Kraft, es müssen deren zwei sein. Als er nach einer Stunde in seine Wohnung trat, kam ihm seine Frau mit einem wehmüthigen Lächeln entgegen und sagte:

„Ich habe nur eine Wassersuppe und einige Kartoffeln, aber wir wollen sie frohen Muthes verzehren.“

„Iß nur, ich habe keinen Hunger!“ entgegnete er mürrisch, ging in die Kammer und warf sich aufs Bett.

Margarethe aber aß nicht. Sie setzte sich in einen Winkel und weinte bitterlich.

Unterdessen haben wir Arnold Sander ganz und gar aus den Augen verloren. Täglich erregte er größere Unzufriedenheit im Dienste, sowohl bei seinen Vorgesetzten, als auch bei dem Publikum, mit welchem er zu thun hatte, denn seine Geschäfte besorgte er mit großer Lässigkeit und war obenein ungeschliffen gegen Jedermann. Außer den Dienststunden führte er ein unstätes Leben und trieb sich an Orten umher, wo ein geordneter Mann sich höchstens ein Mal und dann nur auf Augenblicke sehen läßt, um seine Neugier zu befriedigen. Er war mit Allem belastet, was einen Mann von solcher Lebensart drücken kann. Keine Kneipe gab es, wo er nicht an der Kreide stand, keinen Freund, oder entfernten Bekannten, dem er nicht das Erreichbare abgeborgt hatte. Am Traurigsten und Abschreckendsten zugleich aber war sein Zustand an solchen Tagen, wo die Lotterie gezogen wurde. Er ließ nicht ab, bis er auf diesem Altar geopfert, der nun schon sein ganzes Lebensglück verschlungen hatte. Es mochte eine noch so tiefe Ebbe in seiner Börse sein, er schaffte Rath. Und wäre es nur e i n Groschen gewesen, das Geringste, was man setzen konnte, er trug ihn in die

Collecte, und erst, wenn er das so oft täuschende Loos zwischen den Fingern hielt, kam es wie Frieden über ihn. Aber auch dies nur auf Augenblicke, denn die zuvor empfundene Angst, nicht mitspielen zu können, verwandelte sich in das bange Herzklopfen der Erwartung, ob er nun endlich den gewünschten Gewinn ziehen werde, und steigerte sich von Minute zu Minute mit so rasender Heftigkeit, daß er daran zu ersticken glaubte. Und, wie zum Hohn, warf ihm das Schicksal auf einen solchen Groschensatz den Auszug hin, der ihm funfzehn Mal ausbezahlt ward. Mit einem eisigen Lachen strich er die ihm hingeworfenen Münzen ein und suchte die aufsteigende Wuth im Branntwein zu ersäufen.

Aber bald wechselte der Gedanke mit der Schnelle des Augenblickes und Arnold Sander hielt diesen Tag für den Wendepunkt seines Geschickes.

„Endlich!" rief er aus. „Endlich ist das Mißgeschick besiegt und der Weg liegt offen vor mir. Aber nun muß ich auch dem Ziele zu, ich darf es nicht wieder aus den Augen lassen, wenn es mir nicht für immer entrückt werden soll."

Und wohin will der Unglückliche seine Schritte wenden? Wir werden es nur zu bald sehen.

Zu den Arbeitern der Fabrik haben wir uns noch nicht gewendet; nur mit einem raschen Federzuge ist ihr Verhältniß zu dem Werkmeister kund gethan. Sehen wir uns das Treiben in diesen Räumen näher an. In den weiten Arbeitssälen standen oder saßen nur grämliche Gesichter bei- oder neben einander. Dort herrschte noch der Schatten einer alten Ordnung, die zwar mit jedem Augenblicke lockerer wurde, es aber doch zu keinem offenen Aufstande gegen das noch scheinbar Bestehende hatte kommen lassen. Anders war es freilich außer der Arbeitszeit und Abends in der Schenke, auf offner Straße, oder wo es sonst war, gab sich die eigentliche Stimmung mit rückhaltloser Offenheit kund.

Und was war die eigentliche Ursache dieser unseligen Bewegung?

Die fünfzehn blanken Viergroschenstücke, welche die Magd Liesbeth in ihrer Einfalt gewonnen hatte, und welche der Jude Aron Moses ihr vor Aller Augen hinzählte.

Diese Summe brachte damals — wir haben es mit erlebt — alle Gegenwärtigen in Bewegung. Sie führte zu einem wilden Bachanal, das in Aufruhr und Empörung überging und damit endete, daß ein Sohn vor Gericht öffentlich gegen den schuldlosen Vater zeugte.

Von diesem Tage an griff der böse Geist immer weiter um sich; es lösten sich „alle Bande frommer Scheu,“ der Widerstand gegen die gesetzliche Ordnung griff in so rasender Weise um sich, daß an ein weiteres Fortbestehen des Ganzen nicht zu denken war.

An den Besitzer des großen Gewesen hatte sich Meister Sander schon seit lange gewendet, ihm den Stand der Sachen vorgestellt und um Abhülfe gebeten. Diese war auch versprochen. Der Herr wollte kommen, an Ort und Stelle untersuchen, die Schuldigen den Gerichten zur Bestrafung überweisen. Die Tochter des alten Sander, welche in dem Hause des Herrn von Helleben sich befand, hatte durch ihre Briefe nicht dazu beigetragen, die trübe Stimmung des Vaters zu erheitern. Der Glanz und die stete Zerstreuung, die in dem Hause herrschten, das bisher das Ziel ihrer Sehnsucht gewesen war, sagten ihr wenig zu. Die Kette der Besuche und Gesellschaften riß nie ab; die Wirthschaft wurde im größten Styl geführt und kostete unermeßliche Summen. Selbst die Freunde des von Helleben'schen Hauses, die genau mit dessen Verhältnissen bekannt waren, meinten, in dieser Weise könne es unmöglich länger fortgehen und es werde nicht lange dauern, so müßte sich etwas Schreckliches ereignen. Daß dies Schreckliche ein unvermeidlicher Bankerott und gänzliche Verarmung wäre, hatte man sich deutlich merken lassen und die Tochter berichtete dies voll Todesangst dem Vater.

Da erschien endlich der so lange ersehnte Besitzer der Fabrik, um an Ort und Stelle zu hören und zu sehen. Er hatte seine Ankunft vorher nicht angezeigt, schickte auch nicht zum Werkführer, um die Aussagen desselben zu vernehmen, sondern erschien plötzlich und unerwartet in dem geräumigsten der Arbeitssäle, mitten unter die erregten Arbeiter tretend. Hier freilich übersah der Fabrikherr die Lage der Dinge mit einem Male. Jedem Andern wäre der Muth gänzlich gesunken, aber Hellleben war Offizier gewesen, hatte sich während eines vielfach bewegten Lebens oft in außergewöhnlichen Lagen befunden und sich stets zu helfen gewußt. So gelang es ihm denn auch, in die ihn umgebende regellose Masse einige Ordnung zu bringen und die Männer aufzufordern, ihre Klagen und Beschwerden anzubringen.

Dies geschah und wie verschieden auch die Ansichten und Wünsche der Einzelnen sein mochten, in dieser Hinsicht herrschte eine Uebereinstimmung der seltensten Art: Jeder Vorwurf war nur gegen Meister Sander gerichtet. Die Anklagen häuften sich und drückten den alten Mann schier zu Boden. Er stand, ein Bild des Leidens, in dem Kreise, seinem Brodherrn gegenüber, den er mit einem Blicke des Jammers ansah.

Hellleben mißverstand diese leidende Miene. Sein Auge ruhte mit jedem Momente finsterer auf dem armen Mann, dessen Kummer er für die Todesblässe des überwiesenen Verbrechers hielt. Wie ein finsteres Nachtgewölk zog es sich drohend zusammen.

Indessen gewann nach einem längern innern Kampfe die Besonnenheit Sieg über den Fabrikherrn. Er suchte die Leute zu beruhigen und versprach ihnen sofortige Abstellung aller wirklichen Uebelstände. Aber um diese zu ermitteln, gehöre Zeit. Sie sollten ihm vertrauen, er werde Alles wohl machen.

Nachdem er diese Versicherungen mehrfach wiederholt hatte und die Arbeiter sich bis dahin zu fügen versprachen, auch zu ihrem unterbrochenen Tagewerk gingen, be-

fahl er seinem Werkführer, ihm zu folgen. Meister Sander gehorchte schweigend und befand sich bald seinem erzürnten Herrn gegenüber in dessen Zimmer allein, die Worte vernehmend:

„Jetzt verlange ich, daß Sie die Wahrheit reden.“

„Etwas Anderes zu sagen, wäre mir auch unmöglich,“ entgegnete der Meister, der sich mühsam gesammelt hatte, in seiner gewohnten Weise. „Sie werden die volle Wahrheit hören, und das Wort eines ehrlichen Mannes wird zu Ihrem Herzen dringen. Sie und Ihre Rechte sind es, für die ich kämpfe, indem ich mein Thun vertheidige.“

„Ohne schimmernde Redensarten, wenn ich bitten darf, Meister Sander,“ entgegnete der Fabrikherr höhnisch. „Schlicht und recht bitte ich um die Erklärung, weshalb sich die Leute in dieser Aufregung befinden und wie es möglich war, daß die Unordnung auf eine so beispiellose Weise um sich greifen konnte.“

„Ein böser Geist ist über diese Menschen gekommen,“ sprach der Meister. „Er hat Sitte und Ordnung lächerlich gemacht und sie haben ihm geglaubt. Der Unordentliche vernachlässigt sein Geschäft, er verthut das Seine, borgt das Fremde und hadert mit Allen, die nicht seine Wege gehen. Täglich zerlumpter an Körper, täglich verwilderter an Geist und Gemüth, droht er heute dem Gesetz, das über ihn herrscht, morgen reißt er es in den Staub und trampelt trunkenen Muthes darauf herum. Wer von seinem Spargelde einen Pfennig verthut, schreibt zugleich den Schuldschein über einen Thaler. Das haben Ihre Arbeiter gethan, und wenn Sie nicht bald auf eine energische Weise die alte Ordnung herstellen, ist es für immer zu spät.“

„Und wer ist der böse Geist, den Meister Sander mit solchen schrecklichen Farben zu malen beliebt?“

„Der Teufel des Lottospiels!“ entgegnete Jener. „Es hat mir nicht gelingen wollen, ihn fern zu halten.“

Der Fabrikherr trat einen Schritt zurück. Eine finstere Wolke flog über seine Stirn:

„Ich verbitte den Scherz!“

„Wollte Gott, es wäre ein Scherz! Aber ich leide zu sehr unter der Wahrheit desselben.“

„So sind Sie von einer fixen Idee befallen. Sie täuschen unwillkürlich Andere, indem Sie selbst getäuscht worden sind. Was? Ein armseliges Spiel! Ein Spiel, das mit einem Groschen ausläuft, sollte eine solche Verheerung anrichten? Meister Sander wird alt und sieht Gespenster am hellen Tage.“

„Ich habe dem Spotte nur die einfache Wahrheit entgegen zu setzen,“ antwortete ruhig der Meister. „Aber ich fordere von Ihnen, als Lohn für die langjährigen Dienste, die ich Ihrem Hause geleistet habe, daß Sie mit Ruhe anhören und wohl erwägen, was ich Ihnen sage.“

„Reden Sie! Ich will aufmerksam hören,“ sagte Herr von Helleben gemäßigter und Meister Sander begann nun mit schlichten, einfachen Worten den ganzen Hergang zu schildern. Er führte aus, wie ein Uebel aus dem andern gefolgt, wie die Verhältnisse sich immer trübseliger gestalteten, bis endlich der unselige Zustand, worin man sich gegenwärtig befinde, herein gebrochen sei.

Helleben hörte mit immer größerm Ernste. Er konnte die Wahrheit des Gesagten nicht läugnen: „Sie meinen also? Sie meinen wirklich? Und wie bannen wir diesen bösen Geist?“

„Das wird schwer halten,“ sprach Meister Sander. „Indessen mit beharrlichem Eifer ist es vielleicht möglich, wenigstens darf man nichts unversucht lassen. Ich habe darüber nachgedacht und bin bereit, Ihnen meine Ansichten mitzutheilen.“

Auf den Wunsch seines Brodherrn setzte der Meister mit Klarheit seine Ansichten auseinander. Er theilte seinen Plan mit, der auf nichts weniger als auf eine völlige Umgestaltung des Bestehenden hinauslief. Die Sache hatte ihre großen Schwierigkeiten, aber wenn sie mit Ei-

ser begonnen und mit Beharrlichkeit durchgeführt wurde, war ohne Prophetengabe ein glückliches Resultat vorherzusehen. Herr von Helleben begriff das und mit einiger Hast sagte er:

„Ja, ja! So wird es gehen! Ich hoffe, daß es so gehen wird! Wir wollen es versuchen und Meister Sander wird mir bei der Ausführung behülflich sein."

„Mitnichten!" entgegnete Jener fest. „Mein Wirkungskreis geht hier zu Ende. Meine einzige Bitte ist, daß Sie eine Commission von unbescholtenen Männern ernennen, die meine bisherige Verwaltung prüft und in deren Hände ich meine Vollmacht niederlegen kann. Mit Wehmuth scheide ich von einem Werke, dem ich mein ganzes Leben widmete, für welches schon mein Vater thätig war. Allein, ich vermag hier nicht länger auszudauern."

„Aber, mein Gott! — Weshalb denn nicht?"

„Ich habe das Vertrauen der Leute verloren; Sie haben an meiner Redlichkeit gezweifelt. Der Herr hat mich schwer heimgesucht und mich einen tiefen Zug aus dem Leidensbecher trinken lassen. Inmitten des vielen Kummers war es mein einziger Trost, hier .... Nun, es ist dahin! Herr von Helleben, ich erwarte, daß Sie meinen gerechten Wunsch erfüllen. Ich bin jede Stunde zur Rechenschaft bereit. Leben Sie wohl!"

Meister Sander entfernte sich. Herr von Helleben blieb allein. Seit der alte Mann von der Lotterie gesprochen hatte, war eine merkwürdige Unruhe über ihn gekommen. Er riß dem eintretenden Diener die eingegangenen Briefe, die dieser brachte, mit Heftigkeit aus der Hand. Einer derselben lautete in Kürze so:

„Wenn Sie wünschen, daß wir die von Ihnen ausgewählten Nummern auch in den nächsten Ziehungen für Ihre Rechnung mit steigenden Einsätzen fortspielen sollen, so bitten wir, uns neue Rimessen zu machen, oder sonst beliebig anzuweisen. Wie die aufgemachte Rechnung des

Nähern nachweist, hat der uns geleistete Vorschuß sein Ende erreicht."

Also darum das leise Zucken um den Mundwinkel? Darum die finstere Wolke auf der Stirn des Herrn von Helleben, als der Lottoteufel citirt wurde? Er bedeckte mit der Hand die Augen und sprach in sich hinein:

„Es kostet viel! Es kostet verdammt viel! Aber ich will es durchsetzen, sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. Ich sprenge diese Lotterie! Ich sprenge sie!"

Dreizehntes Kapitel.

Abermals ist eine geraume Zeit verstrichen. Sie zählt nach Jahren und trübe Winternacht deckt Land und Meer. Die Personen des Schauspiels sind noch dieselben, aber Ihre Stellung hat sich bedeutend verändert. Auf Vater Sander haben die unglücklichen Zeitläufte schwer gelastet. Der alte Mann ist tiefgebeugt. Die Untersuchung hat das ehrenvollste Resultat für ihn ergeben und darauf hat er, mit Thränen im Auge, den Ort seiner bisherigen Wirksamkeit, wo seine Wiege stand und wo er zu sterben hoffte, verlassen. Er wohnt in einer entlegenen Vorstadt, von seinen geringen Ersparnissen lebend. Er mag wohl fühlen, daß er nicht lange mehr etwas bedarf. Waren doch seine Kinder, seine reichsten Lebenshoffnungen, in ihrer schönsten Blüthe geknickt und sein treues, duldsames Weib lag neben ihm auf dem Siechbette. Die beiden Gatten sahen sich schweigend in die treuen Augen und verstanden sich; die Leiden, welche sie niederbeugten, fügten mit geisterhafter Schnelle Brett an Brett zu dem ersehnten Sarge.

Auf seine jüngste Tochter Anna haftete das Auge des Vaters mit trüber Wehmuth. Sie trug eine unerwiederte Liebe im Herzen und siechte hin. Das Lächeln auf ihren Lippen war bereits ein Engelsgruß aus einem bessern Leben. Margarethe erlag der Last des häuslichen Elends. Die Noth, der Mangel waren ein eingeheimtes Brüderpaar in ihrem Hause, wenn man eine wüste Kammer, worin sie ihre Tage verseufzte, ein Haus nennen kann. Der Mann hatte weder Auge noch Ohr für das unermeßliche Elend. „Er ist ein Spieler!" sagte der Vater mit eisigem Lachen. Und zu dem zweifachen Kummer gesellte sich ein dritter um seine Tochter Doris, die ihre Ansicht vom Leben gänzlich geändert und nach denen ihrer Herrschaft gemodelt hatte. Sie lebte bis jetzt noch in dem Hellebenschen Hause, wollte aber dasselbe jetzt verlassen, um sich zu verheirathen, wozu sie sich schriftlich die Erlaubniß der Aeltern erbat. Sie rühmte den Bräutigam, wie gut er sei und welcher angesehenen Familie er angehöre. Er habe ein Ladengeschäft, welches reichlichen Zins trage und obenein eine vielbesuchte Collecte. Es fiel dem Mädchen nicht ein, wie tief sich dieses eine Wort gleich einem scharfen Messer in das Herz des Vaters bohrte.

Drei Töchter und um jede ein besonderes Leid! Man denkt es nicht aus, was die Liebe eines Vaters und einer Mutter zu tragen im Stande ist. Ein dreifaches Leid! Und doch war noch Raum genug in dem zuckenden Herzen für ein größeres viertes, — für das Leid um den Sohn.

Es ist Mitternacht. Der Schlaf senkte sich mitleidsvoll auf die armen Kreuzträger. Träumt von Glück und Frieden.

Margarethe sitzt in der Ecke ihres Kämmerchens vor Frost zitternd. Ihren Mantel hat sie abgenommen und über die Wiege gedeckt, worin ihr kleiner Knabe liegt. Es ist finster, denn in der Lampe fehlt das Oel, wie im Ofen das Holz. Der Vater aber, der es schaffen soll, ist nicht daheim.

Da tappt es auf der Treppe und bald darauf dringt ein Lichtschimmer durch die Thürspalte. Es ist eine Nachbarin, die ein wenig Holz und einen verdeckten Korb bringt. Sie nickt stumm mit dem Kopfe, und zündet das Feuer im Ofen an. Bald verbreitet sich eine behagliche Wärme. Die gequälte Mutter küßt den lächelnden Säugling und netzt ihn mit ihren Thränen. Unterdessen hat die Nachbarin einen Topf an's Feuer gerückt, schüttet eine Tüte mit Caffe hinein, und bringt der Verschmachteten das warme Getränk, ihr zugleich eine Semmel in die Hand drückend:

„Laßt's nicht kalt werden! Ihr habt's nöthig!"

„Ach, liebe Nachbarin! Wenn Ihr nicht wäret. Was hätte aus dem armen Kinde da werden sollen."

„Was ist das nur für'n Aufhebens von einer Sache, die sich von selbst versteht? Ich habe erworben was ich brauche, und darüber. Das Letztere theile ich Euch mit, damit Ihr nicht umkommt in dieser Kälte. Heute ist's so viel geworden, daß ich noch Holz hier lasse und Euch ein Süppchen auf morgen verspreche."

„Wer mir das gesagt hätte!" sprach Margarethe vor sich hin, deren sich andere Gefühle bemächtigten, sobald das Thier in ihr gesättigt war, und die Nachbarin, den Sinn dieser Worte mißverstehend, entgegnete:

„Ich hätte Ihr das sagen können; heute Morgen schon. Ihr Mann freilich wird's nie dahin bringen, denn er fängt Alles verkehrt an und will auf keinen guten Rath hören. Aber wenn man es so einrichtet, wie ich, dann ist nicht zu zweifeln, daß es gelingt."

Margarethe konnte aus dem Geschwätz nicht klug werden, und fragte fast ängstlich:

„Was meint Ihr mit meinem Manne und wovon ist denn eigentlich die Rede?"

„Nun, wovon denn anders, als von der Lotterie. Wer so unsinnig setzt wie er, muß wohl verlieren. Hat sich da ein Traumbuch angeschafft, und was ihm das sagt, thut er. Als ob so ein Buch ein vernünftiger Chri-

stenmensch wäre. Der Traum ist ja da, wozu braucht man dazu noch ein Buch? Den Traum soll man kurzweg setzen und nichts anders. Dann gelingt's auch."

Margarethe vernahm nur einzelne Worte, und als Jene schwieg, entgegnete sie mechanisch:

„Ihr setzt also einen Traum?"

„Dummer Schnack! Einen Traum kann man nicht setzen, aber wohl das, was man träumt. Ich will's Ihr einmal deutlich machen. Vielleicht begreift Sie es besser als Ihr Mann. Ich stehe also an einem klaren Wasser, das heißt im Traum, und sehe zwei Enten darauf schwimmen. Nun, eine Ente, wenn sie schwimmt, sieht aus wie eine Zwei, also sind zwei Enten Nummer 22. Bald darauf stehe ich vor dem Hause unseres Nachbars, des Barbiers, und sehe mir die messingnen Becken an, die er aussteckt. Es sind deren zwei. Das eine derselben hatte einen langen, aufrecht stehenden, glänzenden Schweif. Nun, ein rundes Becken mit solchem Schweif ist eine Sechs und ein rundes Becken ohne Schweif ist eine Null; beide zusammen aber sind Nummer 60. Lange dauerte es nicht, da kam ich zu dem Becker, der uns immer so kleines Brod verkauft. Er sah ganz trübselig aus und sagte: „Es dauert mich, daß ich Euch bisher immer betrogen habe; dafür will ich Euch auch etwas schenken." Und sogleich gab er mir zwei Bretzeln. Da nun aber eine Bretzel aussieht wie eine Acht, so sind zwei Bretzeln zwei Achten, also Nummer 88. Nun sind aber 22, 60 und 88 eine Terne. Habt Ihr das nun begriffen?"

Aber Margarethe hatte es nicht begriffen und zur Erwiederung auf die tiefsinnige Erklärung nichts als ein gleichgültiges Lächeln.

Die Nachbarin merkte es und sagte verdrießlich: „Ich wußte es vorher. Ihr sowohl, als Euer Mann wollt nicht guten Rath annehmen und darum kommt Ihr auch immer tiefer hinein. Nun ich thue das Meinige, denn das ist Christenpflicht, und ich kann getrost vor den Herrn Pfarrer hintreten und sagen, daß ich sie nicht ver-

säumt habe; allein man muß doch auch selbst etwas dazu thun."

Und mit den Worten schlurfte sie wieder verdrießlich die Treppe hinunter und ließ die arme Kreuzträgerin bei den verglimmenden Kohlen allein.

Nach einer Stunde kommt ihr Mann. Er bringt nichts mit als Hunger und ist verdrießlich, als er kein Brod in dem Schranke findet, den er doch selbst leer gelassen. Er schilt und bramarbasirt, daß er hungern soll, während das Caffegeschirr ihm verräth, daß seine Frau sich „sammt dem Balg" wohl gepflegt habe, und trotz der Wärme des Ofens sich noch ein Korb voll Holz umhertreibt.

„Häufe nicht noch größere Sünde auf Dich, als schon ohnehin Dein Gewissen belastet!" ruft Margarethe mit bebender Stimme. „Wir lebten vom Almosen der Armuth. Ohne ihre Gabe wären wir vielleicht seit lange von diesem Leid erlöst."

„Wenn Dir es so gar unbehaglich bei mir ist," entgegnete Matthias Hagen mit rohem Spotte, „warum gehst Du nicht zu Deinem frommen Herrn Vater zurück, der stets den Mund voll großer Worte, aber zum Geben eine lässige Hand hat?"

„Ich bin Dir angetraut. Du hast die Pflicht, für mich und Dein Kind zu sorgen. Jener alte Mann, der schon so viel des Leides um unsertwillen erträgt, soll nicht selbst Noth leiden, um uns zu erhalten. Wer weiß auch, ob ich ihm mit dem Namen, den ich jetzt trage, willkommen wäre! Er haßt die Müssigänger und — die Spieler."

„So gehe nicht dahin, mein Schätzchen, denn er haßt die eigene Sippschaft. Dein vornehmer Bruder, der Herr Rathsschreiber, der mich noch immer über die Achseln ansieht...."

„Laß den Unglücklichen! Er ist des Vaters Todtschläger! Ach, was ist aus uns geworden!"

„Schweig still mit Deinem Geplärr! Ich will schlafen!" Mit diesen Worten warf sich der Mann auf sein

ärmliches Lager und entschlief rasch, während sein armes Weib noch stundenlang wachte und den Gram zu bewältigen suchte, der, mit üppiger Jugendkraft ausgerüstet, stets weiter um sich griff.

Kaum dämmerte der neue Morgen durch die dichtgefrornen Fenster herein, als Matthias Hagen aus seinem Schlafe auffuhr und sich die Hand an die Stirn legte. Er dachte über irgend etwas nach, das nur verworren, fast unentwirrbar vor ihm lag. Endlich wurde es klarer in ihm und mit dem Ausrufe: „Ich hab's!" sprang er auf. In einem Winkel, wo sein Handwerkszeug, wenigstens noch zum kleinen Theile, aufgeschüttet lag, fand er ein Stück Kreide und schrieb damit an die Stubenthür:

23. 44. 52. 86.

Diese Nummern betrachtete er so aufmerksam, als wollte er sie verschlingen.

Die Frau, welche längst wachte, und allen seinen Bewegungen mit einiger Spannung gefolgt war, rief erschreckt:

„Was soll das?"

Matthias Hagen wandte sich um. Er bedachte, daß er gestern ganz ohne Ursache seine Frau mit empfindlicher Härte behandelt hatte — vielleicht hatte er auch sonst noch eine geheime Absicht — und sagte fast freundlich:

„Nun, Du siehst's ja!"

„Ich sehe nichts als vier Nummern. Nichts als einige der unglücklichen Zahlen, von denen Du Tag und Nacht träumst."

„Diese habe ich eben jetzt geträumt, und schau, Margarethe, — er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und sprach mit einem so zutraulichen Ton, wie ihn das arme Weib lange nicht vernommen hatte — so deutlich habe ich sie geträumt, daß gar kein Irrthum möglich ist. Ich stand auf dem Markte unter lauter Bekannten und sah hinauf zum Balkon des Rathhauses. Da hingen schon drei Nummern aus und ich dachte bei mir: Die sollst Du Dir merken. Da kam auch die Vierte dazu und

nun war ich geborgen. Ich wollte noch die fünfte erwarten, aber da sagte mein Nachbar: „Die laß mir, Du hast genug." Das that ich auch und in demselben Augenblicke wachte ich auf. Aber behalten hatte ich die vier Dingerchen und konnte sie an die Thür schreiben. Wenn ich diese Quaterne besetze, hat heute Abend all unsere Noth und alles Elend ein Ende; wir leben fröhlich und guter Dinge, reißen Deinen Bruder aus der Patsche...."

Aber Margarethe hörte nicht mehr auf ihn, sie hatte sich abgewendet und weinte bitterlich.

Matthias Hagen that, als merkte er es nicht und fuhr fort: „Jammerschade wäre es, wenn man eine so gute Gelegenheit vorüber gehen ließe, weil man die Paar lumpigen Groschen zum Einsatz nicht hat, Du könntest mir wohl dazu verhelfen."

Sie sah ihn mit überströmenden Augen an: „Dein Kind und ich sättigen uns vom Almosen. Du hast mir Alles genommen. Ich habe nichts mehr."

„Doch, Gretchen! Du hast da noch das kleine goldene Kreuz."

„Welches Kreuz?"

„Thue doch nicht so fremde. Du weißt recht gut, was ich meine."

„Unmöglich kannst Du das meinen, was mir jetzt eben durch den Sinn fährt. Es wäre zu grausam."

Der Mann wurde schon erregter, seine erkünstelte Gelassenheit hielt nicht länger aus:

„Papperlapap! Du stellst Dich gerade an, als ob's Dir an den Hals ginge. Wer will Dir's denn nehmen? Du sollst es mir blos leihen. Ich trag's hinüber zu dem kleinen Maier Itzig, wo wir schon so Manches liegen haben. Dort mag es ein Paar Stunden Gevatter stehen; ich nehme einen Thaler darauf und in der Abenddämmerung bringe ich Dir das Kreuz, sammt allem andern Kram nach Hause."

„Nimmermehr!"

„Sei gut, Gretchen. Es ist die letzte Hoffnung, die

sich gewiß erfüllt. Und schlüge es fehl, so will ich arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, bis der Thaler wieder da ist, Dein Kreuz einzulösen. Gespielt aber wird, so oder so, heute zum letzten Mal. Das verspreche ich Dir."

„Deine Versprechungen sind Lug und Trug. Mir sind sie nichts mehr werth."

„Ich ändere mich, Frau; so wahr ich lebe! Halte mich doch nicht so lange auf mit Redensarten. Was ist denn so Großes dabei, ob Du das Ding da ein Paar Stunden weggiebst?"

„Alles. Es ist das letzte freundliche Andenken, welches mir aus besserer Zeit geblieben ist. Es ist ein Erbtheil, das mir nicht gehört, das mir nur in Verwahrung gegeben ist. Meiner Mutter Großvater hat es im Türkenkriege erbeutet und seiner Braut als Mahlschatz gegeben. An meinem Hochzeitstage habe ich es getragen und seitdem nicht wieder, denn wir schmücken uns nur damit an Ehren- und Freudentagen. Es leuchtete so hell und blank...."

„Dummes Zeug! Ich habe die Geschichte schon so oft gehört und will nichts weiter davon wissen. Ist es immer schön blank geblieben, wird es von den Paar Stunden bei'm Juden auch nicht rosten. Zum letzten Male! Soll ich das Kreuz mit Deiner Bewilligung haben?"

„Nein! Nein! Nein!

„So laß es bleiben."

Er wandte sich mürrisch ab und machte sich hier und dort zu thun. Von dem Lärmen erwachte das Kind und die Mutter machte sich mit ihm zu schaffen. Plötzlich griff Matthias nach dem Hute und sagte mit höhnischem Lachen:

„Wenn Du nicht Deinen Consens geben willst, so mußt Du Dir gefallen lassen, daß ich's ohne denselben mitnehme, Du dumme Gans!"

Und mit diesen Worten eilte er die Treppe hinab.

Margarethe schrie laut auf. Ein kleiner Wandschrank,

worin sie die letzten Trümmer ihres kleinen Besitzthums aufbewahrte, war geöffnet. Die sparsame Wäsche und was er sonst enthielt, lag zerstreut am Boden. Sie flog herbei und suchte mit scheuer Hast, ohne zu finden; sie suchte und suchte wieder, zehn Mal an derselben Stelle, Alles umsonst. Das Kreuz war fort. Ihr eigner Mann hatte es ihr gestohlen.

Sie ward von einem unendlichen Weh ergriffen, dem ich keinen Namen zu geben vermag. Eine Trostlosigkeit sonder Gleichen bemächtigte sich ihrer; mit krampfhafter Bewegung preßte sie das Kind an ihre Brust; ihre Augen schlossen sich unwillkürlich, und sie brach in die herzzerschneidenden Worte aus:

„Gott, Gott! Kannst Du mich denn nicht sterben lassen mit diesem schuldlosen Kinde?"

Es ist dies eine von den Früchten, die aus dem Samen keimen, den der Fünfnummern-Teufel mit immer vollen Händen noch bis zu diesen Tagen aussäet. Es ist eine der Jammer-Scenen, die sich wiederholen werden, so lange es ein Glücksrad giebt, aus welchem, wie aus der Büchse der Pandora, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten, ein so unermeßliches Elend über die Welt gekommen ist. Wie groß muß die Langmuth Gottes sein, daß sie auf alle diese Verbrecher, die das Gesetz nicht verfolgt, nicht den Bannstrahl der Vernichtung herabschleudert?

Vierzehntes Kapitel.

Der Rathsherr Kronberger trat in das Zimmer seiner Tochter und setzte sich theilnehmend zu ihr.

Das junge Mädchen war bleich und eingefallen; nur bei dem Eintritt des Vaters flog ein flüchtiges Erröthen

über ihre Wangen. Alles deutete an, daß sie von einer schweren Krankheit erstanden sei.

„Es macht mich sehr glücklich, Kunigunde, daß Du so weit wieder hergestellt bist. Tausend Sorgen und Aengsten habe ich in dieser Zeit empfunden."

„Wie quält es mich, lieber, bester Vater, daß ich Dir diesen Schmerz gemacht! Wie sehr habe ich es bereut."

„Still, liebes Kind. Du übersiehst, daß Ruhe Deine höchste Pflicht gegen Dich selbst ist. Wie leicht vergißt man Sorgen und Mühen, wenn man sich endlich am Ziele weiß. Und wir sind am Ziele! Nicht wahr, Kunigunde? Du bist völlig genesen?"

„Gewiß, lieber Vater. Ich fühle mich ganz wohl; nur eine unbeschreibliche Mattigkeit lähmt mich noch, aber der Arzt meint, der nahe Frühling und die frische Landluft würden mir die verlornen Kräfte bald wiederbringen."

„Meine Frage war nicht so gemeint. Du sollst mir sagen, ob die Genesung in das Innere Deines Herzens gedrungen ist?"

„Ach mein guter, mein lieber, bester Vater, wie danke ich Dir für Deine milde, schonende Zärtlichkeit. Du warst viel zu gütig gegen Dein ungehorsames, leichtsinniges Kind."

„Nicht so, Kunigunde. Du bist ein junges, unerfahrenes Mädchen, das sich von dem äußern Schimmer blenden ließ. Ich kannte Dich, und wußte, daß man Dir nur zeigen durfte, wie unwürdig der Gegenstand sei, dem Du Deine Neigung zugewendet, so würdest Du Dich selbst mit Verachtung von ihm abwenden. Diese Katastrophe herbeizuführen trug ich zuerst Bedenken, denn ich sah mit steigendem Kummer, wie glühend Deine Liebe zu dem Verächtlichen, wie sehr sie im Steigen begriffen war. Aber eben darum durfte ich auch nicht länger zögern. Nun, Gott hat Alles wohl gemacht, Ihm sei Dank und Preis."

„Ich habe Ihm mein Dankopfer schon dargebracht; ich thue es täglich, stündlich. Mein Herz ist ruhig; die Wunde, die ich ihm selbst geschlagen, ist vernarbt. Alles

ist vergessen und keine bittere Empfindung zurückgeblieben. Ich weiß, Vater, Du hast es mir vergeben, daß ich, um einer verkehrten Leidenschaft willen, Deinen Wünschen zuwider war. Ich bin es nicht mehr. Fest überzeugt, daß Du gut für mich gewählt hast, will ich den Weg betreten, den Du mich führst. Du sollst mein Schicksal bestimmen, Deinem Winke folge ich zu jeder Stunde."

„Es wäre ungroßmüthig von mir, alle Gaben zu nehmen, die Du mir bietest. Kannst Du später meine Hoffnungen verwirklichen, wird es mich beglücken, so aber empfange ich das Dargebotene nicht. So würde es auch der Mann, den ich für Dich bestimmte, nicht empfangen wollen, dazu denkt er zu edel. Ueberlassen wir es der Zeit, dem Keim die schöne Blüthe zu entlocken. Ich habe Dir einen andern Vorschlag zu thun."

„Sprich, lieber Vater! Ich sehne mich, Deinem Gebote zu folgen. Sprich!"

„Mein Freund Blomer, der zuerst für jetzt Dem entsagte, was ihm sein höchstes Glück dünkte, ist in Geschäften, die ihn leicht ein Jahr entfernt halten können, nach Amerika gereist. Während dieser Zeit hast Du hinreichende Muße, mit Dir einig zu werden. Unterdessen wird seine Tante, die Geheimräthin Blomer, in Gesellschaft mit ihren Töchtern und von einem achtbaren, männlichen Verwandten begleitet, eine Reise nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich machen. Die Damen sind sehr gern erbötig, Dich mitzunehmen. Was meinst Du, Kunigunde? Die freie, frische Bergluft auf den Alpen, der kräftige Duft, der aus den Wellen des mittelländischen Meeres aufsteigt, verbunden mit einem heitern, belebenden Umgang, würde Dir gewiß trefflich zu statten kommen und nach wenigen Monaten kehrst Du, in schönster Geistes- und Körperfülle, zu Deinem alten, treuen Vater zurück."

„O, mein lieber, mein gütiger Freund!" rief Kunigunde und umschlang den Vater sanft weinend mit beiden Armen. Ja! Du sagst wahr. Ich habe Dir nichts

zu versprechen und zu geloben, aber die Zukunft soll Dir beweisen, daß ich Deiner Liebe und Sorgfalt nicht unwürdig bin."

„So ist es gut, mein Kind und ich will nun gehen, um Alles zu Deiner Reise in Bereitschaft zu halten. Du wirst bald aufbrechen müssen, also denke immer daran, was Dir unterweges lieb und nöthig wäre, damit Dir später nichts mangele."

Er küßte ihr väterlich die Stirn und ließ sie in einem Zustande unendlich süßer Wehmuth zurück.

Vierzehn Tage nach dieser Scene fuhr ein geräumiger, mit allem Nöthigen wohl ausgestatteter Reisewagen, in welchem sich eine heitere Gesellschaft befand, bei dem Senator Kronberger vor. Der Vater geleitete seine Tochter bis an den Schlag, empfahl sie ihren Mitreisenden mit einem heitern Scherze und die Pferde flogen gleich darauf zum nahen Thore hinaus, der fernen Schweizergrenze zu.

Zu derselben Stunde — aber das muß in einer andern Weise erzählt werden.

Ich sagte in einem frühern Kapitel dieser Erzählung: „Ein sorgsamer Maler hat Bedacht darauf, daß auf seinem Gemälde Licht und Schatten gehörig vertheilt sind, denn der Mangel des Einen würde die Schönheit des Andern beeinträchtigen." Ich wollte das auf den Dichter anwenden und dachte dabei an die Worte des ehrlichen alten Wandsbecker Boten: „Allezeit Wein, oder allezeit Wasser trinken, das ist nicht lustig, sondern manchmal Wein und manchmal Wasser trinken, das ist lustig: Also ist es auch lustig, so Du mancherlei liesest." Aber ich muß meinem eigenen Vorsatze untreu werden; es mangelt des Lichtes, das ich über dieses dunkle Gemälde ausgießen kann.

Es wird Abend. Die Dämmerung senkt sich auf die Straßen der Stadt herab. Bei dem Schimmer einer trübe brennenden Laterne sehen wir eine hagere Gestalt vorüber schlüpfen. Es ist Aron Moses. Er geht leichten

Schrittes seinen Weg und reibt sich vergnügt die Hände. Irgend ein neuer Satansstreich wird in diesem Gehirn ausgebrütet. Bald darauf steht er in der Stube des Rathsschreibers, diesem gegenüber.

Der junge Mann ist nur noch sein Schatten. Die Leidenschaft, die immer durstiger wird und immer gieriger trinkt, je mehr sie getrunken, hat ihn an Körper und Geist zerrüttet. Wie lange ist es schon, daß er seinen Dienst nicht mehr mit Ordnung und Pünktlichkeit versieht. Freundschaftliche Warnungen seiner Vorgesetzten, mündliche und schriftliche Verweise, Disciplinarstrafen und wie alle jene Mittel und Wege heißen mögen, womit man den Beamten einschult, prallen wirkungslos an ihm ab. Er folgt ohne Sinn und ohne Ueberlegung dem finstern Dämon, der ihm die feine Schlinge übergeworfen hat, womit er ihn in den Abgrund reißt.

Es ist nur noch e i n Schritt bis zum völligen Verderben. Er wird ihn nur zu bald thun.

Jetzt sitzt er bei dem matten Schimmer einer Lampe in dem weiten wüsten Zimmer, dessen sonst hübsche Einrichtung in die Trödelbude, oder zum Pfandleiher gewandert ist. Arnold hat kein Mittel unversucht gelassen, sich Geld zu verschaffen, um dem Fünfnummern-Teufel den Säckel zu füllen. Nun hat er nichts mehr, was er diesem Satan opfern kann.

In der Hand hält er ein zerknittertes Blatt. Sein Auge blickt stier auf dasselbe und scheint den Inhalt zu verschlingen. Es ist der Absagebrief Knnigundens, die mit ernsten Worten, so schonungsvoll als möglich, das Band löst, welches sie mit einander verband. Was er bis jetzt that — er hat es umsonst gethan; das Ziel ist für immer ihm entrückt. Nein, nicht für immer. Arnold ist so beharrlich in seinem Wahnsinn, daß er auch das wirklich Verlorne nicht verloren geben will. Er will den Kampf noch einmal beginnen. Ein furchtbarer Schwur fliegt von seinen Lippen.

In diesem Augenblicke tritt der Jude ein.

Längst der Vertraute Arnold Sanders, sein treuester Freund und Rathgeber, wirft er diesem den Brief über den Tisch zu. Dieser liest ihn und gibt ihn gelassen zurück.

„Ich hab's gewußt; ich hab's lange gewußt und hab's auch dem jungen Herrn gesagt. Aber der war taub un blind; hat nicks wollen hören, einen vernünftigen Mann. Nu, was will man machen? Das Spiel is verloren.“

„Verloren!“ murmelte Arnold vor sich hin.

„Ich weiß ein ander Spiel, das wird auch bald verloren sein, ganz und gar verloren.“

Arnold fuhr auf: „Welches Spiel?“

„Daß ich ein Narr wäre, un es sagte. Ich bin dabei interessirt un — wenn es verloren geht, gewinn ich. Aber wann es geschehen is, will ich's dem Herrn Rathsschreiber sagen. Was ich denn eigentlich wollte .... Hört 'n mal, Sanderchen, ich habe ein Geschäftchen für Euch.“

„Für mich?“

„Is wie gemacht für Euch. Ihr wißt, Ihr seid mir schuldig viel Geld. Mit nächstem is Euer Termin um, un ich muß haben mein Eigenthum. Geben könnt Ihr nicks, also könnt Ihr's abarbeiten.“

„Was für Unsinn schwatzest Du?“

„Ich habe all mein Lebstag keinen Unsinn geschwatzt. Wenn der Herr besser aufgemerkt hätte, was ich Ihm gesagt, müßte ich jetzt nich Schande erleben an ihm. Nu, es kann noch werden Alles gut. Ich will'n nehmen in meinen Dienst. Er soll mit vorstehen meiner Collecte ....“

Arnold fuhr auf: „Weißt Du, wer ich bin?“

„Ihr seid der Herr Rathsschreiber!“ entgegnete der Jude höhnisch. „Auf wie lange? Wer kann's wissen. Da is es immer gut, man hat ein anderes Stück Brod in petto, sonst muß man hungern. Wenn's Euch vorerst genirt in der Stadt, könnt Ihr's versuchen auf'n Lande. Man gewöhnt sich nach un nach an Alles, un es muß Euch lieb sein, als Ihr könnt dem Teufel 'n Schnippchen schlagen. Der hochmüthige Senator, dem ich gern ein

Bein stellte, wird sich auch darüber ärgern. Nu! Was bedenkt Ihr Euch noch so lange? So oder so! Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?"

„Dahin ist es gekommen, daß man das von mir fordern kann!" sprach Arnold vor sich hin.

„Dahin is es gekommen!" spottete der Jude ihm nach. „Wohin hat's sonst gehen sollen? Aber das sind müssige Redensarten, wozu ich meine Zeit nich kann hergeben. Wollt Ihr meinen Vorschlag annehmen?"

Arnold Sander sah den Juden fest an, als wollte er in dem Innern seiner Seele lesen. Die Blicke der beiden Männer waren wie in einander gebannt. Eine schaurige Minute strich lautlos vorüber. Da sprang Arnold plötzlich von seinem Sitze auf und rief mit bebender Stimme: „Nein!"

Ein böses Zucken flog über das Gesicht des Juden. Blieb der junge Mann bei diesem Entschlusse, so entging dem Rachesüchtigen ein großes Moment seines Planes. Er konnte dem alten Werkführer, dem er schon so manches Herzeleid zugefügt hatte, nicht den letzten Todesstoß geben, indem er ihm seinen Sohn als „Hausirer mit Lotterie-Loosen" vorführte. Er ballte in seinem Grimme die Faust, als wollte er nach seinem Gegner schlagen, aber er bezwang sich noch ein Mal und sagte fast bittend:

„Es ist mir leid um Euch. Besinnt Euch noch ein Mal. Beschlaft's diese Nacht. Morgen früh komme ich wieder und will hören, wie Ihr gesonnen seid. Damit Ihr aber wißt, was Ihr von mir habt zu erwarten, will ich's Euch sagen heut Abend noch. Ihr seid mir schuldig viel Geld. Als Ihr Euch weigert, in meinen Dienst zu treten, dringe ich auf Zahlung, un Ihr sollt nich Ruhe haben bei Tag oder Nacht, bis ich habe mein Eigenthum. Nun laßt Euch was Angenehmes träumen, Ihr Tollkopf. Denkt an das Gefängniß. Ich lasse Euch nich heraus, so lange Ihr mir noch schuldet einen Dreier."

Der Jude ging. Arnold Sander athmete leicht auf, als sich die Thüre schloß. Aber schon nach wenigen Au-

genblicken fiel es ihm centnerschwer auf's Herz. Seine Vergangenheit, seine rathlose Zukunft, Alles stand mit einem Blicke vor ihm:

„Ich muß mich ermannen. Aron Moses hält Wort und setzt seine Drohung durch. Der Schlag stürzt mich, und ich muß ihn abwenden, es sei auf welche Weise es wolle! — Bin ich dennoch so ganz rath- und hülflos? Ist kein Freund mehr auf Erden, der mir beisteht, der mir eine helfende Hand reicht? Habe ich nicht einen Vater — — — O, weg, weg! Daran darf ich nicht mehr denken Dieser Weg ist mir verschlossen für immerdar! Und wäre er es nicht, vermöchte ich doch nicht, ihn zu betreten. Nein, ich wende mich zu Dir, Satan! zu Dir, Teufel in der Hölle. Du hast mich mit Deinen Banden umstrickt, so würge mich denn auch vollends hin, nur hilf mir noch dies eine Mal."

Arnold war seit den „wüsten Tagen seines Daseins" an starke geistige Getränke gewöhnt, und hatte es bis lang noch immer möglich gemacht, einen Vorrath davon zu besitzen. Er griff nach der Flasche und that einen langen Zug. Dem ersten folgte ein zweiter: Er wußte wohl, daß in diesen betäubenden Tropfen des Teufels gute Gedanken wohnen.

Er fiel halb betäubt, unausgekleidet auf sein Lager. Tolle, wüste Träume senkten sich auf ihn herab und verwirrten seine Sinne. Nirgends Zusammenhang und Plan, nur einzelne Gestalten und Bilder tauchten vor ihm auf und verschwanden wieder. Er trat in den Rathssaal und sah sich selbst, im vollen Ornate als Syndikus auf der Rathsbank sitzen; zwei Männer aber, die neben ihm standen, redeten eifrig und Einer sagte:

„Ist doch ein Teufelskerl, der Sander! Erst einen dummen Streich über den Andern und beinahe aus dem Amte gejagt; jetzt wohlbestallter Syndikus und Besitzer von hunderttausend Thalern." — „Pah!" sagte der Andere, „wer den Teufel zum Freunde hat, kann wohl in

die Hölle kommen.“ — „Teufel hin! Teufel her! Das Ganze kam daher, weil er klug genug war, sich aus den Drohungen seines Schwiegervaters nichts zu machen, sondern die Dirne hinter dessen Rücken und wider dessen Willen zu heirathen.“ — „Das meine ich ja eben!“ sagte der Andere wieder und eilte aus dem Saal. Arnold ging ihm nach und in das unhaltbare Traum-Chaos zurück. Aber wie es wohl zu geschehen pflegt, daß man auch im Traume eigene Willenskraft zeigt, so ließ sich Arnold durch die schwankenden Schatten, die ihn umgaukelten, nicht irren und hielt den Gedanken fest: Er müsse wollen, dann werde er auch können. — Da trat ihm aus der finstern Nacht plötzlich ein überreiches Bild entgegen. Er sah eine blumenbedeckte Matte, er sah das Glühen der Alpen und hörte von fern den harmonischen Kuhreigen. Inmitten der Matte aber stand, die blühendste unter den Blumen, seine Kunigunde im vollen Glanze der Schönheit; sie streckte, vom schimmernden Morgenroth übergossen, die Arme nach ihm aus und rief mit den Tönen unendlicher Sehnsucht: „So komm doch nur, mein Arnold, mein Geliebter und reiche mir Deine Hand; sinke an meine Brust und sei mein für das ganze Leben. Was kümmern mich der Vater und die Verwandten, sammt ihren Plänen? Ich hasse jenen trocknen, pedantischen Mann, an den sie mich ketten wollen mit unauflöslichen Banden. Ich will nur Dich, nichts als Dich! Arnold, erlöse Deine Kunigunde; sie wird Dir in dankbarer Treue angehören.“ Aber als er ihr entgegen eilen und sie an seine Brust schließen wollte, trat das reizende Bild immer weiter zurück, bis es sich zuletzt in Nebel auflöste und er nur noch aus der Ferne, wie liebliches Harfenklingen vernahm: „Erwirb mich! Erwirb mich!“ Er ging über die Matte und scheuchte einen kleinen Vogel auf, der ihn umschwirrte und pipste: „Womit? Womit?“ Kaum war der Vogel entwischt, als ihm ein eisgrauer Wolfshund entgegen trabte, der fletschte die Zähne und wenn man ihn genau ansah, hatte er in seiner Physiognomie etwas von dem

Senator Kronberger. Der Hund schnappte im Vorüberlaufen nach den Beinen des Wanderers und bellte: „Lump! Lump! Untersteh Dich's! Lump!" — Die Gegend war wilder geworden, und auf einer steilen Klippe saß auf einer überhängenden Tanne ein alter Rabe, der krächzte dem Kommenden gar widerlich entgegen, das klang wie: „Wag's doch! Wag's doch!" — Da vermochte sich Arnold nicht länger zu halten, und er rief mit lauter Stimme: „Ich will es ja wagen! Ich will's mit Leib und Seele, aber ich weiß nicht, welchen Weg ich einschlagen soll und Niemand ist da, der mich aus dieser Wildniß leitet." Kaum gesprochen, stieg eine hagere Gestalt vor ihm aus dem Boden auf, das war der Jude Aron Moses, der brüllte ihm ein donnerndes „So komm!" entgegen und stieß ihn vor sich her. Arnold taumelte fort und bemerkte kaum, daß es finsterer wurde. Hohe, steile Wände umschlossen ihn; er unterschied nicht, ob sie künstlich aufgeführt oder natürliche Felsen waren, die in den dunklen Himmel hinein ragten. Aber wie dunkel es auch war, so glitzerte und blinkte es doch an allen Enden; es summte geschäftig wie Bienen und bald sah er unbekannte Gestalten, die Gold- und Silbermünzen in großen Massen herbei schleppten. Eine derselben gab dem Staunenden einen Sack in die Hand und flüsterte ihm zu: „Nun ist es Zeit!" Da griff auch Arnold zu, er raffte zusammen, was er nur reichen konnte und warf es in seinen weiten Sack. Wie aber im Traum das Abentheuerlichste sich aus dem Widersinnigsten gestaltet, so sah sich auch Arnold Sander plötzlich aus den wilden, phantastischen Felsgewölben mitten in seine Vaterstadt versetzt, wie er im hellen Sonnenschein durch die wohlbekannten Straßen ging, von allen Leuten gekannt und begrüßt, nach allen Seiten hin wieder grüßend und nickend, wie er es im gewöhnlichen Leben täglich gethan. Im Arm aber hielt er, so daß Jedermann es sehen konnte, einen großen Beutel mit Geld, darauf stand mit fernhin leuchtenden Buchstaben geschrieben: „Gestohlen aus der Rathskasse."

Jählings, an allen Gliedern zitternd, fuhr er aus dem Schlafe empor. Seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen; seine Zunge lechzte nach einem Wassertropfen. Die Flasche bot ihm ein willkommenes Stärkungsmittel und er setzte sich nun auf den Rand des Bettes, das Geträumte an sich vorüber gleiten lassend, und es unwillkürlich in die Wirklichkeit hinüber spielend. So traf ihn der helle Morgen. Sein Gesicht zeigte eine kalte, entschlossene Ruhe. Er war einig mit sich geworden; den Entschluß, den er gefaßt hatte, vermochte, man sah es ihm an, Niemand mehr zu erschüttern.

Das erlebte auch Aron Moses, als er eine Stunde später in das Zimmer trat und den Rathsschreiber, völlig zum Ausgehen bereit, und in ganz veränderter Stimmung fand. Verwundert schlug der Jude die Hände über den Kopf zusammen:

„Mein! Was is das? Gestiefelt un gespornt is der Herr, als wolle er gehen gerade auf die Rathsstube?“

„Das will ich auch.“

„Ein Wunder, sag' ich. Der Herr Rathsschreiber will also nicht annehmen den Vorschlag, den ich ihm habe gethan gestern Abend aus Gnade un Barmherzigkeit?“

„Unter keiner Bedingung.“

„Es is gut. Nur kurze Zeit wird es dauern, un der Herr wird zu mir kommen, um mir zu erklären, er sei bereit anzunehmen mein Erbieten unter jeder Bedingung. Aber dann werde ich sein härter als Eisen oder Marmelstein un werde den Herrn schicken in's Elend. Zum letzten Male dann: Sein wir geschiedene Leute?“

„Wir sind's!“

„Es is gut. Erlebe da ein neues Exempel von der Undankbarkeit der Menschen, un mein Rabbi hat recht, als er sagt, Du sollst schlagen in's Gesicht den Juden, der erzeigt Barmherzigkeit un Liebe einem Christen. Nu is's aus mit uns, un Ihr denkt wohl, ich sei vergrummt darüber? Denke nicht. Ich lache un schlage Euch 'n Schnippchen. Is mir Alles recht. Aber, merkt wohl

auf, Herr Rathsschreiber, wir sind nu Feinde, ich stelle Euch 'n Bein, wo ich immer kann, un gelingt's mir, Euch an's Messer zu liefern, soll es mir sein eine wahre Freud."

Weder das Kommen des Juden, noch seine Worte, noch sein plötzliches Verschwinden hatte auf Arnold scheinbar irgend einen Eindruck gemacht. Er ordnete seinen Anzug vollends und ging aus.

Seit langer Zeit schon war Arnold Sander stets zu spät, oft auch wohl gar nicht, im Dienst erschienen, so daß sein heutiger pünktlicher Eintritt allgemeines Aufsehen erregte. Er gab sich den Anschein, als achtete er nicht auf das Zusammenstecken der Köpfe, auf die heimlichen Winke und Zeichen der Uebrigen, sondern bot ihnen gelassen einen Guten Morgen, und setzte sich an seinen Platz.

Der Vorstand der Rathsschreiberei trat ein. Einige scharfe Worte, die dieser gegen seinen ehemaligen Günstling fallen ließ, wurden von Arnold nicht beachtet und nach einer Stunde dadurch erwiedert, daß er eine ziemlich schwierige Arbeit, die er schon früher einem Collegen, der sie gänzlich verfahren hatte, abgenommen, vollständig gelöst überreichte. Der Rath sah seinen Schreiber verwundert an, lobte den Fleiß, womit die Arbeit vollendet war, und konnte nicht umhin, einige abgebrochene Worte vor sich hin zu brummen.

Arnold, der es merkte, daß ein Weiteres folgen sollte, kam ihm zuvor und sagte: „Ich bin aus einem langen Traume erwacht."

„Wirklich und vollständig?"

„Das hoffe ich mit aufrichtigem Herzen."

„So gebe Gott, daß wir hübsch munter bleiben, dann wird sich auch vielleicht Alles wieder in's Geleise bringen lassen."

„Amen!" sagte Arnold Sander, mit einer neuen Arbeit an seinen Platz zurückkehrend. Und wie er heute einer der Ersten gewesen war, so war er der Letzte bei'm

Gehen. Mit großer Sorgfalt war er überall beschäftigt, Lücken zu ergänzen und Vergessenes nachzuholen, so an den folgenden Tagen, wie am ersten. Es war erstaunlich.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Woche war in dieser Weise verstrichen. Da erschien Arnold Sander eines Morgens früh in der Wohnung seines unmittelbaren Vorgesetzten:

„Ich bitte, hier einige Worte an Sie richten zu dürfen. Das Dienstlokal ist nicht der rechte Ort dazu, übrigens kann man dort nicht unbelauscht reden. Ich will von der Vergangenheit sprechen, sie liegt wahrhaft hinter mir. Aber jene unseligen Ereignisse haben eine so traurige Zerstörung aller meiner Verhältnisse herbeigeführt, daß ich sie nicht schnell genug beseitigen kann. Dazu ist mir Urlaub zu einer Reise von nöthen und in Erinnerung der großen Güte, die Sie früher für mich empfanden und die ich so muthwillig verscherzte, hoffe ich, daß Sie mir denselben erwirken werden. Vierzehn Tage reichen über und über für mich aus."

Der Kanzlei-Vorsteher hatte ihn freundlich angehört: „Wenn das zu Ihrem Frieden beitragen kann, sollen Sie nicht nöthig haben, darauf zu warten. Eine Woche oder zwei vermag ich wohl einen Beamten zu beurlauben, ohne deshalb erst besonders anzufragen. Wann wollen Sie fort?"

„Mit der morgenden Mittagspost."

„So reisen Sie in Gottes Namen und kommen Sie uns zufrieden wieder."

Die Männer schieden. Während dieses Tages und noch einige Stunden am andern Morgen war Arnold

voll Diensteifer beschäftigt, mehrere Reste zu erledigen. Um eilf Uhr entfernte er sich. Da die Post am Rathhause vorüber mußte, schaute er hinaus und grüßte einige am Fenster stehende Collegen, die ihn mit heimlichem Neide in die Welt hinein fahren sahen, während sie daheim hocken mußten. Auch fehlte es nicht an spitzigen Redensarten.

Mehrere Tage waren verstrichen und der Urlaub des Rathsschreibers Sander fast abgelaufen. Die Collegen, denen seine durchaus derangirten Verhältnisse nur zu bekannt waren und die nicht begriffen, wie Jemand diese mit Ehren lösen könne, waren großentheils der Meinung, diese Urlaubsreise sei nur ein Vorwand gewesen, um mit Manier aus der Stadt zu kommen, man werde ihn nun und nimmer wieder sehen. Es waren zu diesem Ende sogar Wetten angestellt worden.

Aber die Herren von der Kanzlei sollten durch ein anderes, unerwartetes Ereigniß so sehr außer aller Fassung gebracht werden, daß sie Arnold Sander, sammt seinen Schulden und seinen Gläubigern ganz und gar vergaßen. Der Magistrat hatte — die zerrütteten Umstände benutzend, worin sich die Haushaltung des Hofes befand, — eine fürstliche Domaine gekauft und der fürstliche Rentmeister war eingeladen worden, an einem bestimmten Tage sich zur Empfangnahme der Kaufsumme auf der Kämmerei-Kasse einzufinden. In Folge dessen erschien an diesem für einen Geldmann höchst bedeutungsvollen Tage der Vorstand der Rathskasse eine Stunde vor dem Anfange der gewöhnlichen Dienstzeit, um in anerkannter Umständlichkeit Alles in Bereitschaft zu setzen und dem fürstlichen Collegen keinen Aufenthalt zu verursachen, ihm auch zugleich einen schlagenden Beweis von der Pünktlichkeit und Sorgfalt beizubringen, womit die städtischen Beamten ihre Geschäfte zu besorgen gewohnt wären. Es war bestimmt worden, daß die Zahlung zum Dritttheil in Papier, zum Dritttheil in Silber, zum Dritttheil in Gold geleistet werden sollte. Diese Bedingungen

waren vollständig erfüllt, und rüstig wie immer schritt der Kassen-Vorstand seinem heutigen wichtigen Tagewerk entgegen.

Die schweren Schlösser vor den Gewölben der Kasse rasselten auf und Cäsar stand auf seinem Schlachtfelde. Aber kaum befand er sich eine Viertelstunde darin, als ein lauter Schrei und gleich darauf ein dumpfer Fall vernommen wurde. Der Kassendiener stürzte herbei. Die große Geldkiste war geöffnet; der Kassen-Vorstand lag bewußtlos am Boden.

Während man sich um diesen bemühte und ein vorüberfahrender Arzt, den man hereinrief, eine Ader zu öffnen befahl, lief das dumpfe Gerücht durch alle Theile des Hauses, die Rathskasse sei bestohlen. Auf diese Nachricht strömte Alles herbei; der Eingang zu dem Gewölbe war wie belagert. Der alte Mann erwachte unter den Händen des Arztes. Zum Bewußtsein gelangt, trat auch das Entsetzliche, was er entdeckt, wieder vor seine Seele und er sprach mit dem Tone des tiefsten Schmerzes: „Sie werden mich für einen Spitzbuben halten; dreißig Jahre des redlichsten Dienstes sind umsonst gelebt.“ Indessen drang er auf augenblickliche Untersuchung, die auch sofort begann.

Es war kein Zweifel, es mußte während der vergangenen Nacht Jemand im Kassengewölbe gewesen sein. Das Silber lag unberührt, eben so das Paket mit den Papieren, dagegen fehlten zwei Beutel mit Gold; einen dritten hatte der Dieb zurückgelassen, weil er ihm vermuthlich lästig wurde. Wie dies aber geschehen sei, darüber zerbrach man sich vergebens den Kopf. Alles war ordnungsmäßig verschlossen gefunden, nur wollte man bemerkt haben, daß das Schlüsselloch der großen Geldkiste an einer Stelle etwas verbogen sei. Vielleicht hatte der Dieb einen Nachschlüssel gehabt und dieser war nicht ohne Anstrengung hinein zu bringen gewesen.

Der fürstliche Rentmeister wurde von dem Geschehenen benachrichtigt. Er zuckte die Achseln und ließ einige

Worte fallen, welche die Solidität des städtischen Collegen leise anzweifelten. Diese Worte wurden brühwarm hinterbracht. Der alte Mann vernahm es und stieß nur unter häufigen Thränen die Worte hervor: „Ich bin wahrhaftig unschuldig!" Noch an demselben Tage machte ein wiederholter Schlaganfall seinem verstörten Dasein ein barmherziges Ende.

Dagegen war in der Kanzlei ein ganz anderer Verdacht angeregt worden. Einer der Herren Schreiber hatte gesprächsweise die Worte fallen lassen, daß der Arnold Sander sich gratuliren könne, auf Reisen zu sein, denn dadurch sei er von jedem Verdachte befreit, der ihn doch möglicherweise hätte treffen können, da Beamte, welche stets mit der Kasse in Verkehr stünden, und zugleich in so derangirten Verhältnissen lebten, bei solchen Gelegenheiten nur zu leicht als verdächtig angesehen würden. Diese Bemerkung ward allgemein für richtig anerkannt und es schien fast, man werde sich dabei beruhigen, als ein Anderer, der bisher geschwiegen, plötzlich sagte: Er sei auch der Meinung, daß der Sander jetzt an ganz andere Dinge denke, als an die Rathskasse, auch solle, was er vorzubringen habe, diesem durchaus nicht zum Schaden gesagt sein; er wolle sich nur gegen die Behauptung verwahren, als könne ein Individuum nicht bei einem Diebstahl an einem Orte betheiligt sein, weil es denselben ein Paar Tage vorher verlassen habe. Es stehe doch durchaus nicht fest, ob derselbe nicht vielleicht nur zum Schein abgereist, oder in aller Stille wieder gekehrt sei, um dann eben so unbemerkt mit dem Raube zu verschwinden.

Diese Worte, ob absichtlich oder unabsichtlich gesprochen, erregten einen großen Sturm, denn nun war jeder Muthmaßung Thor und Thür geöffnet. Alle verließen ihre Plätze, um das Für oder Wider dieser Behauptung in möglichster Ausführlichkeit zu besprechen.

Der Direktor der Kanzlei, welcher sich bisher wenig um das Gespräch seiner Untergebenen bekümmert hatte,

wurde bei diesen letzten Worten stutzig. Schwer fielen sie ihm aufs Herz, ein unbehagliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Mitten in diesem Troubel erschien der Rathsdiener und brachte die eingegangenen Zeitungen und Briefschaften. Unter den letztern war ein an den Kanzlei-Direktor persönlich gerichteter. Kaum hatte er ihn gelesen, als er sich Gehör verschaffte und mit lauter Stimme sagte, er habe eine gute Nachricht zu verkünden. Die zuletzt gefallene Aeußerung habe ihn schmerzlich berührt; er habe zugeben müssen, daß ein aufsteigender Verdacht nicht entkräftet werden könne. Hier aber sei ein Brief, der jeden, auch den leisesten Zweifel heben müsse. Der Brief sei — wie der Poststempel nachweise, an einem Orte und zu einer Zeit geschrieben, die jeden Verdacht, als ob der Schreiber desselben bei dem Verbrechen, welches hier in voriger Nacht verübt worden, gegenwärtig gewesen sein könne, niederschlage. Die Herren möchten sich durch den Augenschein überzeugen und sich dann durch ängstliche Zweifel und Sorgen nicht länger von der Ausübung ihrer Amtspflichten abhalten lassen.

Dieser Wink durfte nicht unbeachtet bleiben. Der Brief ging von Hand zu Hand, wurde genau von allen Seiten mit mehr oder weniger bedeutsamen Kopfschütteln beschaut und Jeder kehrte an seinen Platz zurück.

Wie es gewöhnlich geht: Anfangs bemächtigt sich die Masse eines öffentlichen Ereignisses. Nach einer Weile wird sie dessen überdrüssig und es ist ihr fast unbequem, wenn sie wieder daran erinnert wird. Nur erst, wenn das Gericht ein gültiges Endurtheil in der halbvergessenen Angelegenheit fällt, kehrt sie auf kurze Zeit in der Erinnerung zurück. So auch in diesem besondern Fall. Man sprach täglich weniger davon und als am Schlusse der vierzehntägigen Beurlaubung Arnold Sander unbefangen in die Geschäftsstube trat und sich wieder zum Dienste meldete, waren alle jene starken Bemerkungen vergessen, die sich in der ersten Aufregung hervorgewagt hatten.

Unterdessen begann die Aufmerksamkeit der Leute, wenn auch in einem ganz andern Kreise der Gesellschaft und Anfangs nur von wenigen Personen, sich einer neuen, außergewöhnlichen Erscheinung zuzuwenden. In einer abgelegenen Vorstadtsgasse saßen in einem Schenkkeller zwei Männer von derjenigen Sorte, die sich ein Geschäft daraus machen, sich selbst um ihre Zeit zu bestehlen und Gott für ihre Erhaltung sorgen zu lassen, bei einem Glase Branntwein. Sie waren eben nicht besonders froh gestimmt, da ihnen die Gelegenheit, sich diesen Genuß zu bereiten, so selten und in so geringem Maaße beschieden sei, während Andere, die doch auch nichts Anderes thäten, als die Hände in den Schooß legen, sich täglich voll söffen, ohne daß irgend wie Ebbe in ihrer Kasse bemerkbar sei. Vor Allem war es der Tischlermeister Matthias Hagen, welcher als ein solcher Vogel Phönix hervorgehoben wurde, und der Gegenstand des allgemeinsten Neides war. Diese Kerle, die, wie Alle ihres Gleichen, sich selbst Jedes gestatten, einem Andern aber nichts durchlassen, allen seinen Schritten und Tritten nachspüren und jede seiner Handlungen überwachen, hatten auch bemerkt, daß der genannte Tischlermeister, der seit lange nicht mehr in seiner Werkstatt zu finden gewesen, einen großen Aufwand mache. Zuerst war ihnen in den Sinn gekommen, er könne wohl etwas in der Lotterie gewonnen haben. Als sie aber zu wissen glaubten, wie sie mit ihm zugleich dieselben Nummern, an demselben Orte gesetzt, auch sonst Nachforschungen gehalten hatten, kamen sie von dieser Meinung wieder zurück, wurden aber sogleich darüber einig, daß er es auf eine schlimmere Weise erhalten haben müsse.

Wir kehren in die Wohnung dieses Mannes zurück, dessen Thun und Treiben einer so derben Untersuchung anheim fällt. Wir haben sie seit jener schrecklichen Stunde nicht gesehen, da der Vater seines vor Frost erstarrten Kindes vergaß und der Mann sein eigenes Weib bestahl, um seiner Leidenschaft zu fröhnen.

Es ist wieder menschlicher dort geworden. Die Stube ist warm und die kräftige Suppe dampft in der Schüssel. Margarethe arbeitet wieder nach Möglichkeit, wie eine strebsame Hausfrau, aber der Geist der Fröhlichkeit ist von ihr gewichen und sie erfüllt nur als eine gebieterische Pflicht, was ihr Freude und Wohlbehagen gewesen war. Auch in der Werkstatt, die sonst der lustige Tummelplatz eines ächten Handwerkers ist, war es stille; Hobel und Hammer hatten nichts zu thun.

Es war schon über die Mittagsstunde hinaus, als Matthias Hagen eintrat und seine Frau mit einem lauten Zuruf begrüßte. Sie dankte mit leisem Kopfnicken und setzte die Suppe auf den Tisch. Eine Pause verstrich, dann sagte er, halb ärgerlich, halb versöhnend:

„Du mußt Dir doch endlich einmal die Geschichte aus dem Sinne schlagen. Ist ja eine Ewigkeit her und ich war damals in der Wuth. Was ist's denn nun weiter?"

„Es war mein Alles."

„Nun ja doch! Ich weiß, die Weiber machen von derlei Dingen immer ein besonderes Aufhebens. Ich konnte doch nicht dafür, daß der Pfandleiher, dem ich es in Versatz gab, es weiter versetzt hatte, und daß nun das Kreuz nicht wieder zu finden war. Weil Du Dich aber gar nicht zufrieden geben wolltest, habe ich mich erboten, es für den doppelten Preis einzulösen und siehe, da ist es."

Er reichte es ihr über den Tisch hin. Sie empfing es in großer Bewegung, drückte es an ihre Lippen und netzte es mit ihren Thränen.

„Dank Dir, Herr und Gott! Dank!"

„Freilich, ich habe keinen Dank verdient; ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Aber nun ist es auch genug damit. Nun lasse mich mit diesen trübseligen Mienen zufrieden; ich will es lustig haben bei mir."

Sie versprach es und der Mittag ging ungestört vorüber. Aber Fröhlichkeit des Herzens läßt sich nicht bestellen, wie ein neues Kleid, womit man die von Gram gebeugte Gestalt umhüllt. Margarethe gedachte der Zeit,

wie es zu Anfang ihrer Ehe war, und als sich Matthias Hagen von seinem Mittagsschläfchen erhob, faßte sie sich ein Herz, legte den Arm um seine Schulter und sagte mit beklommener Stimme:

„Sage mir die Wahrheit!"

„Was giebt's denn nun schon wieder? Was soll ich sagen?"

„Du sollst mir die Wahrheit sagen, wie es kommt, daß unsere Armuth so plötzlich verschwunden ist, ohne daß wir etwas dazu gethan haben?"

„Das weißt Du ja nicht. Du wohl kaum, aber ich. Und überdies, was schiert es Dich, wer den Braten geschossen hat, wenn Du ihn nur in der Schüssel hast? Was die Weiber stets für Grillen im Kopfe haben. Das ist auch ein Stück der Aussteuer, die ich Deinem Vater zu danken habe." —

„Versündige Dich nicht an einem Mann, dessen Tugend unantastbar ist und zu Dem die Lasterhaften mit bangem Herzklopfen aufschauen," entgegnete die verletzte Tochter mit erhobener Stimme. „Diese kränkenden Worte Deinerseits geben mir den vollen Muth, meine Pflicht zu thun. Seit Wochen hast Du nicht gearbeitet, auch jetzt sehe ich noch keine Anstalten dazu, und doch hast Du seit lange Geld vollauf. Woher hast Du es bekommen?"

„Weib! Mache mich nicht toll! Was geht es Dich an?"

„Alles! Ich trage Deinen Namen! Dort liegt ein unschuldiges Kind in der Wiege, dessen Vater Du bist. Deine Thaten werden sein einziges Erbtheil sein. Ich beschwöre Dich, ich flehe Dich an, so viel ich nur vermag! Sage mir, woher kommt das Geld, das Du mit vollen Händen wegwirfst?"

„Nun das ist doch zu arg! — Nein über solches Weib! Nicht genug, daß sie Alles hat, was sie braucht und noch Vieles darüber, will sie auch wissen, woher jeder Pfennig stammt, der ihr durch die Finger läuft. Margarethe, ich rathe Dir Gutes! Bringe mich nicht auf, sonst sprechen

wir aus einem andern Tone mitsammen. Schier Dich Deiner Wege!"

„Ich gehe nicht! Meine Pflicht kenne ich in jeder Beziehung, und lasse mich nicht darin wankend machen! Du sollst mir Rede stehen."

„Nun, wenn Du nicht in Güte hören willst, so ist's mir auch recht. Du bist gewarnt! Jetzt geh den Augenblick, oder ich will Dich mit diesem Stocke durchwalken, so lange ich ihn in der Hand zu halten vermag."

Er hob den Stock, aber in demselben Augenblicke fühlte er seinen Arm gehalten. Die Schwester schrie laut auf. Arnold Sander war ein-getreten:

„Was geht hier vor?"

„Sieh! Sieh!" sprach Matthias, der sich losgerissen hatte. „Wie kommt man zu der Ehre? Was hier vorgeht? War eben dabei, ein Gericht Stockfisch ohne Sauce aufzuschüsseln. Ein passendes Essen in einer so magern Zeit."

„Roher Mensch! Schämst Du Dich nicht?"

„Schämen! Nun, der Herr Bruder Rathsschreiber wird wol am besten wissen, daß wir mit diesem Artikel nichts zu thun haben."

„Du vergißt, Mensch ...."

„Vergessen? Recht! Ich vergesse, was Du Wunder für eine vornehme Creatur bist. Du hast zum Handwerkszeug eine Feder, wärst beinahe der Schwiegersohn eines Rathsherrn geworden und dankst in der Stille Gott, daß Du nicht schon lange zum Teufel gejagt bist. Ha! Ha! Ha!"

„Wie maßlos auch die Ausbrüche Deiner Rohheit sind, so sollte doch ein schuldloses, schwaches Weib dagegen geschützt sein."

„Schwaches Weib! Na! Da kennst Du sie schlecht! Wie die Einem zusetzen kann, das geht über die Möglichkeit hinaus."

Margaretha warf sich in die Arme ihres Bruders: „Arnold! Ich vermag es nicht länger zu ertragen. Es drückt mir das Herz ab."

In der Seele des Rathsschreibers regte sich etwas wie Mitgefühl fremden Elends. Er drückte die Schwester an sein Herz und sagte begütigend:

„Vertraue mir, Margarethe! schütte Dein Leid aus. Ich will es Dir tragen helfen.“

„Es quält mich ... Habe Geduld mit mir, Bruder! .... Es ist ...“ Thränen erstickten die Stimme des armen, vielfach gequälten Weibes.

„Wills nicht gehen?“ spottete Matthias Hagen ihr nach. „Nun, mein Täubchen, quäle Dich nicht so sehr, ich will dem Herrn Bruder auf die Sprünge helfen. Das närrische Weib, gestrenger Herr Rathsschreiber, ist nicht damit zufrieden, Teller und Topf gefüllt zu haben, sie will auch wissen, wie es zugeht, daß sie gefüllt sind. Versteht mich der Herr? Sie will wissen, woher ich das Geld habe, womit ich mir mein Dasein friste. Na! Wenn ich eine alte Plaudertasche sein wollte ....“

Es war, als ob ein Blitz aus heitern Höhen vor Arnold Sander niederschlug. Er zuckte schmerzlich zusammen; sein Antlitz erbleichte, kalter Schweiß trat ihm vor die Stirn. Mühsam faßte er sich:

„Es ist schon gut. Du mußt mit Deiner Frau nicht so hart sein, Matthias. Sie ist von sehr sanfter Gemüthsart und empfindet ein rauhes Wort, weit mehr als jede Andere.“

„Sieh! Sieh! Wie der Herr Schwager mit einem Male fein säuberlich ist! Nun, ich habe auch Lebensart gelernt und wie man in den Wald hinein schreit, so schreit es wieder heraus. Laß es gut sein, Margarethe und mische Dich nicht weiter in meinen Kram, so wird dergleichen auch nicht wieder vorkommen.“

„Das ist gut!“ sprach Arnold hastig. „Daran haltet fest. Ein Mann hat seine Eigenheiten; eine kluge Frau beachtet sie nicht. Thue ein Jeder von Euch, was ihm zu thun geziemt, so ist Euch wohl berathen. Nun, ich kam daher, um zu sehen, wie es Euch ginge. Freut mich, daß ich Alles so sauber und ordentlich finde und

daß die Noth verschwunden ist, die Euch eine Zeit lang heimsuchte. Gott erhalte Euch so beisammen. Nun kann ich beruhigt weiter gehen. Adieu, liebe Schwester; ich will Dich bald einmal wieder besuchen. Adieu, Schwager!"

Arnold ging so eilig, als ob das böse Gewissen ihm in die Fersen stachelte. Aber Matthias Hagen war rasch hinter ihm her und faßte ihn unter den Arm. Arnold wollte sich losreißen.

„Was hältst Du mich zurück?"

„Zurückhalten? Nicht doch! Wir wollen eine Strecke mitsammen gehen."

„Was ist das für ein auffallendes Benehmen? Was sollen die Leute denken?"

„Ist das auffallend, wenn zwei so nahe Verwandte wie wir ein Paar Straßen mitsammen gehen. Das ist nichts als heimlicher Stolz von Deiner Seite."

„Die Leute wissen recht gut, daß wir niemals mit einander harmonirt haben."

„Ist das meine Schuld? Ich bin's nicht gewesen, der sich stets zurückzog. Aber nun ist es ja vorbei und wir sind ausgesöhnt. Haben sich die Leute um unsern Hader bekümmert, können sie sich auch über unsere Versöhnung den Kopf zerbrechen, und wenn sie es thun, zeugt's von ihrem guten Herzen. Ich gehe eine Strecke Weges mit Dir."

„Und was ist die Ursache dieser Aufdringlichkeit? Sage es nur schnell! Ich habe Eile!"

„Hast Eile, mein Jüngchen? Nun, um es kurz zu machen... gestern war der Termin um, ich sitze auf dem Trocknen...."

„Darum kam ich ja eben zu Dir...."

„Blos darum?"

„Und um Dich zu bitten, vorsichtig zu sein. Deine Verschwendung wird zu auffällig. Greife doch zur Arbeit, Du wirst es ohnehin bald müssen; der Quell versiegt...."

„O nicht doch! Es ist ein unerschöpflicher Brunnen, den Du entdeckt hast. Und wenn wirklich an der einen Stelle das Wasser ausbliebe, nun, so graben wir gleich daneben eine noch viel ergiebigere Quelle auf. Das müßte mit dem Satan zugehen, wenn wir nicht in der Wolle sitzen wollten unser Leben lang."

„Du schwätzest, bis Alles verrathen ist! Hier hast Du Dein Geld und noch etwas darüber. Laß Dich nun aber auch zur Vorsicht ermahnen, und lenke wieder in den alten Weg."

„Daß ich ein Narr wäre!" lachte Matthias auf, machte sich von seinem Schwager los und stieg singend in einen nahen Weinkeller hinab.

Sechszehntes Kapitel.

Das zwar ein Zusammentreffen zweier Brüder gewesen, wie es keinem, der es gesehen, sonderliche Freude verursachte. Aber wie himmelweit war es verschieden von einem ersten, welches vor gar nicht langer Zeit stattgefunden hatte, und welches Niemand sah, als Gott, dessen Auge in das Verborgene dringt und der Menschen Herzen und Nieren prüft. Sie wußten es Beide und darum hatte auch Keiner von ihnen den Muth, mit einem freien Athemzuge zu dem dunkelblauen Sternenhimmel aufzuschauen.

Das war, zu jener Zeit, als Matthias Hagen das Erbkreuz seiner Frau gestohlen und versetzt hatte, um das nöthige Geld zu einem neuen Einsatze in die Lotterie zu

gewinnen. Es geschah und das Spiel war verloren. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, es war der letzte Ausweg gewesen. Dazu gesellte sich die Schaam, seiner Frau auf diese Weise unter die Augen zu treten, und er kehrte in eine Spelunke ein, wo er noch einen Schimmer von Credit hatte. Außerdem waren ihm noch ein Paar Groschen lose in der Tasche geblieben.

Hier war ein rohes, wüstes Treiben. Das wenige Geld, welches Matthias bei sich hatte, war bald verthan, und er begehrte, auf Kredit zu trinken. Der Wirth reichte ihm mürrisch die verlangte Flasche Bier. Als er aber den Branntwein dazu forderte, wurde ihm dieser verweigert. Als er alle Mittel angewandt hatte, zu denen sich nur ein Mensch erniedrigt, bei welchem das Laster schon so tiefe Wurzeln gefaßt hat, und Trotz, Schmeicheln, Drohen und Betteln gleich fruchtlos blieben, fing er Streit an, der in eine allgemeine Rauferei überging, die erst endete, als die Schaarwacht die Wüthenden auseinander jagte.

Um der Arretirung zu entgehen, war Matthias Hagen auf gut Glück die Straße entlang gelaufen. Es gelang ihm, zu entkommen. Vor dem Rathhause hielt er schnaufend an. Es war ihm unmöglich, weiter zu gehen und er setzte sich auf einen Prellstein, demselben gegenüber. Gedankenlos irrte sein stierer Blick über das hohe, altgothische Gebäude und blieb endlich wie träumend auf einem Lichtschimmer haften, der aus einem der Winkel des Kellergeschosses hervordrang. Einen Augenblick später war dieser verschwunden, leuchtete aber gleich nachher durch ein anderes Fenster heller auf; dann war es wieder verschwunden und gleich nachher wieder sichtbar. Anfangs dachte Matthias an Feuer, aber nur einen Moment; dann flog der Gedanke durch seinen Kopf: „Sollten Diebe? . . . .“

Er dachte diesen Gedanken nicht aus. Diebe! Es durchfuhr ihn wie ein Blitz. Sollte er Lärm machen?

Sollte er die große Klingel am Eingangsthor ziehen und den Pförtner, der seine Pflicht, das Haus der Stadt zu bewachen, im warmen Bette verschlief, mit Scheltworten aufwecken? Oder sollte er . . . . ?

Der neu aufkeimende Gedanke hatte, noch nicht zu Ende gedacht, ihm schon Herz und Sinn gefesselt. Hatte er etwas davon, wenn er die Diebe verrieth? Wenn er aber schwieg und auf sein Schweigen einen Preis setzte? Hei! Wie gerne würden sie zahlen. Das paßte in seinen Kram.

Vorsichtig schlich er näher und drückte das Gesicht gegen die Scheiben, durch welche der Lichtschimmer drang. Aber vor Erstaunen über das, was er erblickte, konnte er einen Ruf des Schreckens nicht unterdrücken. Er war von dem Unerwarteten wie betäubt. Erst, als das Licht verschwunden und also drinnen nichts mehr zu sehen war, fand er seine volle Besinnung wieder. „Er kann noch nicht fort sein!" sagte er, um sich selbst zu beruhigen, und sprang vom Boden auf. Völlig ernüchtert von seinem Rausche überwachte er den ganzen dunklen Bau mit den Augen des Luchses und gewahrte bald darauf einen Menschen, der aus dem Schatten desselben hervortrat. Im Fluge war er ihm zur Seite.

„Guten Abend, Herr Schwager!"

Der Angeredete verstummte. Seine schlotternden Kniee schlugen zusammen.

„So früh schon von der Reise zurück und dann noch zur Nachtzeit im Dienst? Das muß ich sagen!"

„Laß mich! Laß mich!" stöhnte Jener.

„Ei, warum denn?" fuhr Matthias Hagen fort. „Wer wird gegen seine nächsten Verwandten so spröde thun? Es ist Euere Art so; ich gebe aber nichts darum, und will Euch gerne brüderliche Hülfe leisten. Womit schlagt Ihr Euch denn herum? Wohl gar mit Akten, um zu Hause weiter zu arbeiten. Das nenne ich einen Eifer

für das Wohl der Stadt. Laßt mich Euch doch ein wenig tragen helfen."

Aber Arnold wehrte sich so geschickt, daß Jener ihm nicht an den Leib kommen konnte. Matthias Hagen, dadurch gereizt, rief laut, neben Jenem herschreitend:

„War wohl recht kalt da unten im Keller? Kann es denken. Aber Ihr habt Euch auch tüchtig gerührt, das macht wieder warm; hättet aber sollen einen bessern Schirm über Euere Lampe decken."

Bisher hatte Arnold noch geglaubt, sein Schwager sei ihm blos zufällig begegnet und wisse weiter nichts. Nach dieser Aeußerung aber sah er, daß sein Verbrechen, kaum begangen, auch schon verrathen war. Er sah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an, flüsterte ihm zu: „So komm!" und ging dann so eilenden Schrittes weiter, daß Jener ihm kaum zu folgen vermochte.

Am Ausgange der Stadt, wo die sparsam bebauten Straßen sich allmählig zwischen Gärten und Hecken verlieren, hielt ein Wagen. Sie sprangen hinein und fuhren einem abseits liegenden Dorfe zu. Unterweges verständigte man sich. Matthias erhielt einen Theil des Raubes und das Versprechen seiner fortlaufenden Unterstützung. Als er sich auf diese Weise gesichert sah, ließ er seinen Schwager fahren und kehrte nach der Stadt zurück.

Das Andere wissen wir. Mit großer Vorsicht hatte Arnold es zu verhüllen gewußt, über welche Summe er jetzt gebiete. Dem Lotto-Teufel brachte er regelmäßig, wiewohl in größter Stille, seine Opfer dar, sonst aber zeigte er nicht den geringsten Aufwand und selbst seine häusliche Einrichtung blieb unter der Bescheidenheit.

Als jener Diebstahl an der Rathskasse verübt wurde und Alles in Schrecken und Staunen setzte, war Aron Moses einer der Ersten, der die Ohren spitzte. Er forschte überall nach, aber trotz der ihm eigenthümlichen Schlauheit hatte Arnold ihn diesmal übertölpelt. Der Verdacht

des Juden fiel sogleich auf den ruinirten Rathsschreiber, allein er vermochte nicht den geringsten Beweis dafür aufzufinden.

Auch nach der Rückkehr Arnolds waren die Bemühungen des Aron vergeblich. Dieser kam mit seinen fälligen Wechseln, aber nur mit Mühe gelang es, einige Thaler zu erlangen und sie als einen Theil der aufgelaufenen Zinsen sich zu berechnen.

Jetzt trat der Jude wieder bei Arnold ein. Er sah aus wie der leibhafte Satan, wenn er ein schuldloses Menschenkind verstricken will. Ein kleines Hündchen sprang munter vor ihm her.

„Was wollt Ihr?" fragte Arnold finster.

„Warum fahrt Ihr mich so an?" entgegnete der Jude. „Könnt Ihr nich warten, bis Ihr habt gehört, was ich will?"

„Geld wollt Ihr! Ich kann Euch aber nichts geben, das wißt Ihr; also packt Euch zum Teufel."

„Bin ich so dumm, heute zu holen Geld von Euch, wenn ich Euch erst vor drei Tagen habe ausgepreßt wie 'ne Citrone? Nein, ich lasse Euch erst wieder zu Kräften kommen. Ich bin hier, Euch um 'nen Dienst zu bitten."

„So sagt kurz, was Ihr wollt."

„Wann Ihr seid so gut, einen Spatziergang mit mir vor's Thor zu machen, soll's mir 'ne Ehre sein. Sonst aber — wenn's genirt — könnt Ihr auch vorauf gehen und ich schlendre hinterdrein. Nehmt aber Euern Zeichnenapparat mit — ich will'n tragen — denn Ihr sollt mir zeichnen etwas, was ich kann kaufen für 'nen billigen Preis. Ist nur 'n kleines Haus, liegt aber freundlich am Wasser und an der Straße, un kann werden 'n großes daraus."

Arnold fand durchaus keine Gründe, das Begehr des Juden zurück zu weisen, und versprach, nach Verlauf von ein Paar Stunden mit ihm am Thor zusammen zu treffen. Es fiel ihm schwer aufs Herz, als er zu diesem Zwecke seine Wohnung verließ, und als er an dem be-

zeichneten Orte den Juden sammt dem Hündchen fand, wäre er fast wieder umgekehrt.

Man ging eine ziemliche Strecke. Erst auf der Straße, dann schlug man einen Fußsteig ein, der über das Feld führte. Mit jedem Schritte steigerte sich die Unruhe Arnolds und er erklärte endlich, nicht weiter gehen zu wollen.

Die beiden Wanderer befanden sich gerade an einem Punkte, wo ein Kornfeld durch einen schmalen Graben von einem Wiesenstreifen getrennt wurde. Jenseits dieses Streifens, der wie ein schmales grünes Band durch das gelbe Korn hinlief, stand ein dichtes Gebüsch, das sich ziemlich weit entlang zog.

„Als Ihr nich wollt weiter gehen, können wir es abmachen hier!" sagte Aron Moses gelassen. „Das Gewesen, welches ich zu kaufen gedenke, liegt weiter unten, aber dies Feld gehört dazu, un ich will hier auf dieser Stelle bauen eine Mühle, damit ich sie gleich habe zur Hand, wenn ich habe geschnitten das Korn."

„Hier mitten im Busch eine Mühle? Ihr seid nicht gescheut. Das ist Unsinn. Man lacht Euch aus."

„Ich frage nicks darnach. Der Zimmermeister wird mir bauen eine Mühle hierher, wenn ich sie ihm bezahle. Macht Euch heran, und zeichnet mir das Land auf, damit ich kann geben den Grundriß meinem Baumeister."

Mit innerem Widerstreben fing Arnold sein Werk an. Der Jude ließ ihn gewähren und spielte mit seinem Hunde, dem er Näschereien zuwarf. Auf ein Mal schrie Aron Moses auf:

„Satan! Satan! Laß los!"

„Was giebt's wieder?" rief Arnold mürrisch.

„Ich habe zur Erquickung für uns eingesteckt ein Fläschchen Wein un 'ne Wurst. Das Thier hat mir gelassen den Wein, aber die Wurst hat er mir stipitzt."

„Was geht mich das an?"

„Aber mich. Ich will'n die Wurst abjagen. Seht 'n Mal, da wälzt er sich mit ihr im Grase herum. Warte, du Canaille! Warte!"

Und mit den Worten lief der Jude dem Hunde nach und wälzte sich mit ihm am Boden herum.

Wie ein Blitz sprang Arnold dem Juden nach und riß ihn mit einem furchtbaren Ruck empor. Aron Moses taumelte einige Schritte zurück und schrie:

„Seid Ihr geworden nich klug? Was reißt Ihr mir die Kleider vom Leibe, weil ich nich will, daß der Hund soll fressen mein Vesperbrod? Nu is es doch geschehen. Warte, du Bestie!"

Er schlug nach dem Hunde, der schreiend davon lief und dann zurückkehrte, und aus dem Grase die letzten Brocken des vorhin verzehrten Leckerbissens hervor kratzte.

Aron Moses lachte: „Versteht er doch sein Geschäft, un ich bin 'n gut darum. Aber mein, was ist das! Der Hund kratzt den ganzen Rasen weg, sammt der Wurzel. Das geht nich mit rechten Dingen zu. Wollen das weiter untersuchen."

Arnold sprang herzu: „Noch eine Bewegung und ich drehe Dir das Genick um!"

„Helft mir von 'nen Verrückten!" schrie der Jude. „Will mir verbieten, auf meinem Grund un Boden zu thun, was ich will, un noch obenein, wenn sich so etwas Verdächtiges kund giebt."

„Laß uns gehen! Wir haben hier weiter nichts zu thun. Ich will nicht länger hier bleiben! Ich will nicht!"

„Aber ich! Un Ihr sollt bei mir bleiben!"

Der Jude packte ihn mit eiserner Faust am Arm und sah ihn mit durchbohrenden Blicken an:

„Kommt, kommt! Das is nicks! Ihr geht mit Lügen um, wie es Euere Gewohnheit is. Aber diesmal helft es zu nicks. Hier ist irgend eine Teufelei versteckt un ich will sie herausbringen. Hei! Habe ich's errathen, Kindchen? Is der Herr Rathsschreiber gewesen im Rathsgewölbe, un hat gemacht 'nen Griff nach dem Golde?"

„Du unterstehst Dich! . . . ."

„Nu, nu! Setzt Euch nur nich gar so sehr aufs hohe Pferd! Ihr müßt doch herunter. Wenn man will

solche Kunststücke verbergen, muß man nicht sein so einfältig, un einem liderlichen Schwager Geld geben, was is gewickelt in Papier, das trägt den Stempel un die Unterschrift des Rathscassiers. Hei! Verändert Ihr die Farbe? Hab's lange gewußt, daß Ihr's Geld hattet, wußte nur nicht wo. Jetzt weiß ich auch das. Hier habt Ihr's vergraben!"

Arnold Sanders Kniee schlotterten; seine Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander.

„Die Geschichte is aus, mein feiner Herr. Ihr sollt nu nich mehr haben das Recht, mich un andere von meinen Leuten zu schimpfen Gauner und Spitzbuben, als Ihr selbst nich seid um 'n Haar besser. Sagt's nur gerade heraus, wie es is zugegangen, un daß Ihr's habt gethan."

Arnold hatte in der furchtbaren Aufregung, worin er sich befand, nicht bemerkt, daß mehrere Männer aus dem Gebüsche getreten waren, und dicht hinter ihm standen. Er bewegte kaum die Lippen.

„Lauter, mein Junge! Ich habe feine Ohren, un kann doch nich verstehen 'ne Sylbe"

„Satan! Wie Du mich quälst!" sprach Arnold, den scheuen Blick zur Erde gesenkt. „Laß mit Deiner verdammten Kralle von mir ab. Ja! Ich bin's gewesen! Ich habe das Gold genommen!"

„Das wollte ich nur hören!" lachte triumphirend der Jude auf und ließ den Arm des Zitternden fahren, während dieser sogleich von den hinzugetretenen Männern gepackt wurde. „Ihr habt's gehört! Ein freiwilliges Geständniß macht jede weitere Untersuchung unnöthig."

Ein höherer Beamter, der gegenwärtig war, wollte auf der Stelle den Thatbestand feststellen und wandte sich an Arnold. Aber dieser war ohnmächtig seinen Häschern in die Arme gesunken und lag wie leblos am Boden.

„Lassen Sie hier nachgraben, gestrenger Herr Polizei-Commissarius! Lassen Sie nachgraben. Ich stehe Ihnen davor, wir werden finden mächtige Beweisstücke."

Auf einen Wink des Beamten wurde sogleich Hand an's Werk gelegt. Man sah jetzt deutlich, daß die Expedition auf das Sorglichste vorbereitet war. Man griff zum Spaten und kaum war die obere Erdschicht beseitigt, als der Raub offen am Tage lag.

Es wurde sogleich an Ort und Stelle ein Protokoll über den Thatbestand aufgenommen. Der größte Theil des Goldes war noch vorhanden. Aron Moses bekümmerte sich nicht darum, sondern sah nur mit verschränkten Armen auf Arnold Sander, der sich allmählig zu erholen begann.

„Ich habe vollbracht mein Werk," sprach der Jude vor sich hin, und sein Auge flammte. „Ich habe es mich lassen kosten mein Geld un meine Zeit. Den jungen Baum da habe ich gefällt, habe gemacht aus dem vornehmen Schreiber 'nen Dieb un Spitzbuben! Jetzt kann ich hintreten vor den stolzen, brutalen Werkführer, der mich hat gekränkt all mein Lebstage; ich kann ihn zeigen seinen raren Sohn un genießen meine Rache."

Der Unglückselige schlug die Augen auf. Der Beamte richtete einige Fragen an ihn, die er mechanisch beantwortete, und ließ ihn dann die aufgenommene Verhandlung unterschreiben. Er that es mit zitternder Hand. Er ward darauf einen Seitenweg geführt, der auf der Landstraße endete. Dort hielt ein Wagen, der alsbald der Stadt zufuhr. Um den Juden bekümmerte sich Niemand.

Aber auch er bekümmerte sich nicht weiter um das Vorgefallene. Der Geiz, der ihm im vollsten Maße eigen war, und der nur für eine kurze Zeit von dem Gefühl nach Rache besiegt worden, erwachte mit ganzer Stärke und er sprach mit schmerzlichem Zucken vor sich hin: „Es kostet mich verdammt viel!"

Siebzehntes Kapitel.

Das große Ereigniß des Tages eilte wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Hatte die Kühnheit, die Verwegenheit, womit der Diebstahl in dem städtischen Aerar verübt worden, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, so zog die Entdeckung des Thäters diese nicht minder auf sich. Der Name desselben ging von Mund zu Mund, sammt der Erzählung von dem Verlauf der Sache und kam, wie es bei solchen Anlässen stets der Fall ist, mit hundert Abentheuerlichkeiten und Zusätzen ausgeschmückt, wieder an Den zurück, von welchem sie zuerst ausgegangen war.

Als man den ertappten Verbrecher zur Stadt brachte, rollte der Wagen, worin er sich befand, gerade in dem Augenblicke am Rathhause vorüber, als auf dem Balkon desselben die Lotterie gezogen wurde. Eine furchtbare Ironie des Schicksals. Die allgemeine Aufmerksamkeit ward sogleich von dem weitern Fortgange des Spiels auf den Wagen gelenkt und mit dem Rufe: „Da ist er! Da ist er!" stürzte die Menge sich auf denselben. Die Wuth gegen den frechen Dieb war allgemein, drohende Gestalten umgaben den Wagen, laute Verwünschungen wurden ausgestoßen, hier und da flog schon ein Stein, und man hätte vielleicht einen Act der Volksjustiz ausüben sehen, wenn nicht einige berittene Polizeidiener die blindanstürmende Menge zurückgedrängt und den Wagen beschützt hätten, bis dieser in den Hof des Gefängnisses rollte.

Schlimmer fast erging es Matthias Hagen, der auf der Straße sich umher trieb, als das erste dunkle Gerücht von der geschehenen Entdeckung die Stadt erreichte. Aus Furcht, nicht unbemerkt auf den belebten Straßen nach

seiner Wohnung gelangen zu können, verbarg er sich in eine Branntweinspelunke, dessen Inhaber sein geschworner Schnappsbruder war. Aber auch hier drang mit leisem Flügelschlag die Fama ein, und kaum war es bekannt geworden, als auch Matthias Hagen entdeckt und von den erzürnten Gästen aus seinem Winkel hervorgezogen ward. Von den halb Dutzend Kerlen, die ihn umstanden, war vielleicht nicht Einer, der es verschmäht hätte, an der Stelle des Tischlers von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch zu machen. Jetzt aber waren sie plötzlich in Wasser und Feuer bewährte und gestählte Tugendhelden, bereit, den Ankläger, Richter und Henker in einer Person zu spielen. Nicht genug, daß er nicht hätte von dem Raube zehren, sondern, was ihm bekannt geworden, gleich anzeigen sollen, machte man es ihm sogar zum Vorwurf, daß er nicht schon das Verbrechen entdeckt hatte, noch ehe es begangen ward, welches ihm als einem Verwandten des Diebes nicht hätte schwer werden können. Aber es hätte nur nicht sein sollen und es war bequemer und lustiger, vom allgemeinen Fett zu zehren, als nach Recht und Gesetz zu handeln, wie es einem wackern Bürger zukomme.

Auf diese Weise eingeleitet, gedieh das Verfahren endlich dahin, daß man mitsammen berieth, auf welche Weise man den Diebshehler recht empfindlich strafen sollte, und schwerlich wäre er mit heiler Haut davon gekommen, wenn ihm nicht in einer flüchtigen Anwandlung des Mitleids und in dem stolzen Gefühl, den Männern Trotz zu bieten, das Weib des Schenkwirthes Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Margaretha saß daheim, bleich und abgehärmt, neben ihrem Kinde. Das Gerücht hatte auch bereits diese entlegene Straße erreicht und die mitleidige, stets lottosichere Wirthin hatte schnell ein Töpfchen Kaffe zur Hand, den sie der schwer bedrängten Nachbarin brachte, um die erhaltenen Neuigkeiten tropfenweise als aufgelösten Zucker dem bittern Tranke zuzusetzen.

„Nein!" rief Margarethe aus. „Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein! So entsetzlich sucht Gott seine armen schuldlosen Geschöpfe nicht heim. Nachbarin! Ihr seid immer so gut gegen mich gewesen, daß ich nicht glauben mag, ihr wüßtet, daß Euere Behauptung eine Lüge ist. Aber Ihr seid selbst betrogen, man hat Euch getäuscht! Seid barmherzig und sagt mir, daß Alles eine Lüge ist."

Die tieferschütterte Frau blickte sie inbrünstig flehend an und streckte die zitternden Arme nach ihr aus. Die Nachbarin aber trocknete sich die Augen und sagte:

„Wollte nur, ich könnte es für eine Lüge gelten lassen, aber ich hab's vom Brudersohn, der bei der Polizei steht und das Arretiren mit besorgt hat. Sie jammert mich in tiefster Seele, Frau, und ich wollte ich könnte Ihr etwas von der Last abnehmen, woran Sie sich zu Tode schleppen muß. Aber dahin führt es, wenn man nie auf guten Rath hört. Hätte Ihr Mann, und vor Allem Ihr Bruder nicht so unsinnig darauf losgespielt, sondern hübsch solide, wie ich und andere ehrliche Leute, so konnten sie es mit ansehen und hatten den Hauptschlag noch immer in der Hoffnung. Gott tröste Sie, Nachbarin; ich will später 'mal wieder nachsehen."

Aber Margaretha hörte von dem Allem nichts, sondern lag, im dumpfen Schmerze hingegossen auf den Knieen, das brennende, thränenlose Auge auf ihr schuldloses Kind geheftet. Es war wie ein Starrkrampf, der sich ihrer bemächtigt hatte. Die Minuten der Angst, welche sie so verbrachte, sind nur von Dem gezählt worden, dessen Auge auch in das Verborgenste schaut und dessen Ohr auch den leisesten Seufzer aufmerkend empfängt. Erst als die Dämmerung hereinbrach, fuhr sie, von einem Geräusche geweckt, vom Boden auf und stand ihrem Manne gegenüber.

Er sah in das gramverstörte Gesicht seiner Frau und erbleichte selbst vor dieser Blässe. Von Angst und Mitleid ergriffen, trat er einen Schritt vor; sie aber fragte mit einem ihm fremde klingenden Tone:

„Ist das Alles wahr?“

„Was soll denn wahr sein?“ entgegnete er kleinlaut. „Laß Dir doch nur sagen ....“

„Nur das Eine will ich wissen. Laß mich es nicht erst aussprechen. Sage mir, ob es wahr ist.“

Er blieb stumm.

„Ist mein Bruder ein Dieb? Bist Du sein Hehler und Helfershelfer gewesen?“

Kein Wort trat über seine Lippen.

„Bist Du sein Diebsgenosse? Hast Du von seinem Raube gelebt, und auch das Leben Deines Weibes und Deines Kindes vom gestohlenen Gute genährt? Antworte mir.“

Er wollte nicht reden, er hatte sich vorgenommen, nie Jemandem hierüber Rede zu stehen. Aber er stand unter dem Bann des Augenblicks und mit zitternder Stimme sprach er:

„Es ist geschehen!“

„So gehen unsere Wege ferner nicht zusammen!“ sprach sie zusammenschauernd und wandte sich ab.

Matthias Hagen ward von einer namenlosen Angst ergriffen. Das Band seiner Zunge war einmal gelöst und nun strömten die Worte ohne Ziel und Maaß von seinen Lippen. Da hatte er Ausreden und Entschuldigungen aller Art, da wollte er beschwichtigen und begütigen; er wollte im Feuer der Rede ihre Hand ergreifen, er nahte sich der Wiege seines Kindes und wollte es an sein Herz drücken.

Aber Margaretha trat zwischen ihn und den Säugling und hielt ihm abwehrend die Hand entgegen:

„Zurück! Achte unser Unglück und ehre es dadurch, daß Du uns ferner von Deiner Gemeinschaft befreist. Ich bin durch und durch erkrankt und fühle es, daß ich von diesem Schmerze nimmer genesen werde. Gott wird barmherzig sein und es diesen schuldlosen Wurm nicht entgelten lassen, daß er mit dem Brode des Diebes genährt worden. Hätte ich es gewußt, würde ich es lieber mit

meinem Herzblut getränkt, als ihm diese Nahrung gereicht haben. Wir sind fertig.“

Sie saß still neben der Wiege. Matthias versuchte es auf jede Weise, sie zu bewegen, mit ihm zu reden und seine weitere Vertheidigung anzuhören. Aber endlich ermüdete er. Die verschiedenen Erlebnisse des Tages, die mancherlei Aufregungen, worin er sich befunden, das genossene Getränk, die ausgestandene Angst wirkten vereint so betäubend, daß er auf sein Lager sank und von dem, was um ihn vorging, nichts wahrnahm.

Als er tief in der Nacht aus seinen unruhigen Träumen empor fuhr, war es grabesstill. Er rief, erst leise, dann lauter und immer lauter den Namen seines Weibes und seines Kindes. — Keine Antwort. — Ein leichtes Frösteln durchrieselte ihn. Er sprang auf, tappte sich nach der Stelle, wo das Feuerzeug zu stehen pflegte und zündete das Licht an.

Seine Wohnung war leer.

Er warf sich wieder auf sein Lager und weinte bitterlich.

In derselben Stunde lag Arnold in seinem finstern Gefängniß in Todesangst auf den Knieen und suchte sein beklemmtes Herz durch ein Gebet zu erleichtern, aber er vermochte es nicht. Seine Zunge blieb gelähmt; kein Hauch des Friedens kühlte seine glühende Stirn.

Weg von diesem entsetzlichen Schauplatz flüchten wir in eine kleine, beschränkte Wohnung, wo die größte Einfachheit herrscht, und selbst hier und da der eintretende Mangel sich bemerklich macht. In der einen Ecke des Zimmers liegt eine bleiche Frau im Bette, deren abgezehrte Züge auf eine kaum überstandene schwere Krankheit deuten. Erst eben hat sie der Schmerz auf einige Momente verlassen; ein kurzer Schlummer erquickt sie und das junge Mädchen an ihrem Bette wagt kaum, sich zu rühren, aus Furcht, die arme Leidende werde erwachen.

An der andern Seite des Zimmers sitzt ein alter Mann, dessen Haar der Kummer des letzten Jahres schnee-

weiß gefärbt, in dessen Stirn er tiefe Narben gegraben hat. Sein Auge ist schwach geworden und nur mit Mühe vermag er bei dem matten Schimmer der Lampe den Brief zu lesen, der erst heute angekommen ist.

Armer Vater Sander! Wie geistesfrisch, wie lebenskräftig tratest Du uns am Eingange dieser Erzählung entgegen, wie matt und lebenssatt finden wir Dich wieder.

Das junge Mädchen — es war Anna, die jüngste der Töchter, die den Vater nicht verlassen hatte — überzeugte sich, daß die Mutter fest schlafe. Leicht, mit unhörbaren Schritten, eilte sie zum Vater und sagte:

„Die Mutter schläft und bedarf meiner jetzt nicht. Sage mir geschwind, was Schwester Doris schreibt, und wie es ihr in ihrer Haushaltung geht?"

„Oh! Der mangelt nichts!" entgegnete er mit starrem Lächeln. „Die lebt vollauf, in Hülle und Fülle."

„Gott sei Dank! So geht es doch Einem von Deinen Kindern nach Wunsch. Du gute Doris! Ich sehe, Vater, sie hat auch an Dich gedacht!" Sie deutete auf einige Tresorscheine, die in dem Briefe enthalten gewesen, aber der Vater schob sie rasch beiseite:

„Berühre sie nicht! Lieber Noth leiden! Es ist Blutgeld!"

„Weh! Was sagst Du?" entgegnete erschreckt Anna.

„Es ist Blutgeld, sage ich, und von den Meinigen soll es Keiner berühren. Lies dort die Stelle ihres Briefes, so wirst Du mich verstehen."

„Ich lege auch einiges Geld bei, lieber Vater und bitte Dich, daß Du es für Dich und die Mutter verwendest. Sobald ich kann, will ich Dir Neues schicken. Du darfst es dreist annehmen, ich entbehre nichts dadurch. Es ist von meinem Antheil am Gewinn unserer Collecte, den mein Mann mir ausgesetzt hat, und der fällt mitunter recht ansehnlich aus, denn wie die Leute hier spielen, davon hast Du gar keinen Begriff. Wir halten an den Ziehungstagen zehn, auch zwölf Nummernschreiber und die Leute stehen bis auf die Straße hinaus. Mein Mann

will auch noch eine Thür ausbrechen lassen, damit sie an zwei Stellen in's Haus können, und uns die Kundschaft nicht wegtragen, denn das soll für eine Collecte ein Unglück sein."

Anna legte den Brief aus der Hand und schwieg, sie kannte des Vaters Sinn. Aber bald nachher fiel ihr der Mangel ein, der im Hause herrschte, ein Blick auf die kranke Mutter gab ihr neuen Muth und leise sagte sie:

„Der Doctor meinte heute, es würde die Mutter sehr erquicken, wenn wir ihr von den kühlenden Gelee's verschafften, die der Conditor am Markte so vorzüglich hat. Auch Du hast seit lange keine kräftige Speise genossen. Doris meint es gewiß gut."

Vater Sander streckte die Hand nach den Geldscheinen aus: „Führe uns nicht in Versuchung!" sprach er und hielt sie über die Lampe.

Die hell aufleuchtende Flamme erschreckte die Kranke, welche eben die Augen aufschlug. Sie fuhr jählings auf und schrie: „Feuer!"

Anna eilte zu ihr.

„Es wäre vielleicht ein Feuer entstanden, das nicht zu löschen war, wenn ich nicht diese Flamme entzündete, die jetzt schon ihre Endschaft erreicht hat. Liege nur ruhig, armes Weib. Es ist nichts."

Er setzte sich an das Lager seiner Frau und nahm ihre Hand. Sie sagten sich nichts, aber ihre Herzen sprachen desto lauter. Es waren bittere Leiden, die diese Herzen zerwühlten; sie saßen trauernd auf den erstorbenen Trümmern ihres häuslichen Glückes.

Und doch wußten sie noch nicht Alles. Ein mitleidsvoller Engel hatte ihnen bis zu diesem Augenblicke das neue Unglück des Tages verhüllt. War auch zu Zeiten in dem Vater ein flüchtiger Verdacht aufgestiegen, daß sein Sohn bei dem auf dem Rathhause verübten Diebstahl betheiligt sein könne, so wies er ihn gleich darauf mit edler Entrüstung zurück.

Da klopfte es an die Thür. Anna ging hinaus und

gleich darauf schwankte Margaretha in die Stube, ihr Kind im Arm. Sie mußte sich auf die Schwester stützen, um nicht zu sinken.

Der Vater sah sie mit bangen Blicken an; die Mutter wimmerte vor Schmerz und Angst.

„Margarethe, woher kommst Du zu dieser Stunde?" rief ihr der Vater entgegen. „Bringst Du mir ein neues Unglück in das Haus?"

„Ein neues!" antwortete sie, sich zu seinen Füßen werfend, und netzte seine Hände mit Thränen.

„So sprich! Ich bin bereit, es zu hören. Deine Mutter ist es auch. — Arme Kreuzträgerin!" wandte er sich zu dieser. „Vielleicht befreit Dich dieser neue Schlag von Deinem irdischen Leid und führt Dich ein zu Gottes Herrlichkeit."

Margarethe hatte sich erhoben: „Nimmermehr hättest Du es von mir gehört, Vater. Deine Margarethe ist nicht grausam genug, das Messer auf die Brust des Vaters zu zücken und sie zu durchstoßen. Aber ein Ungeheuer ist im Anzuge, der Dir seine Botschaft in's Gesicht geifern will: der das Gift selbst bereitet hat, das er Dir einzuflößen gedenkt. Das soll ihm nicht gelingen. Lieber will ich Dir sagen — o mein Gott! Mein Gott!"

„Sprich es aus, Tochter! — Mir ahnet, was Du sagen willst! Laß mich nicht vergehen vor Angst! Habe Mitleid mit uns armen Alten."

„Vater! Dein Sohn .... Unser Arnold ...."

„Ich weiß genug. Die Thäter des Kassendiebstahls sind entdeckt. Arnold hat ihn ausgeführt ..."

„Und mein Mann hat ihm geholfen," sprach Margarethe im Grabeston.

Mit einem bangen Schrei des Entsetzens sank die Mutter auf das Lager zurück. Anna warf sich über sie.

Vater Sander und Margarethe standen sich regungslos gegenüber. Wenn Blicke Worte wären, was hätten wir vernommen?

Da flog die Thür auf und die teuflische Gestalt Aron

Moses erschien auf der Schwelle. Margarethe wandte sich zu ihm und sagte kalt:

„Du kommst zu spät. Er weiß es schon."

„Weiß er's? Nu, so soll er auch noch wissen, warum es is geschehen. Er hat mir geraubt meinen Verdienst, er hat mir verkümmert meinen Erwerb, weil er mir hat wollen schließen die Thore seiner Fabrik, weil er überall, wo er hatte zu sagen, bei seiner Ungnade den Leuten befahl, sich nich mit mir einzulassen. Nu hat er Keinem zu befehlen. Nu sitzt er da in Mangel un Elend, nu is er Vater von 'nem Diebe un Schwiegervater von 'nem Diebshehler! Gelt, ich hab' gemacht 'ne gute Sache un kann sagen, meine Rache is geworden eine ordentliche Rache."

Vater Sander hatte sich bei dem Eintritte des Juden erhoben, aber seine Füße versagten ihm den Dienst, er mußte sich an die Lehne des Stuhles halten. Er erschien, wie ein aus dem Grabe Erstandener.

Plötzlich schrie Anna laut auf: „Jesus Marie! Die Mutter!"

Alle eilten herbei. Dieser Angstschrei hatte sie elektrisch berührt. Die Sterbende hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, sie hielt sie krampfhaft umschlossen und sagte mit großer Anstrengung:

„Du sollst unserm Sohne nicht fluchen! Du sollst nicht!"

Sander blieb stumm.

„Willst Du mich nicht erhören? Vater! Fluche Deinem Kinde nicht."

„Ich will ihm nicht fluchen."

„Und wenn mein Auge geschlossen ist, so bringe ihm meinen Segen."

„Ich will zu ihm gehen und ihn segnen."

„So sterbe ich ruhig! — Betet mit mir! — Vater! In Deine Hände — befehle ich meinen Geist."

Alle beteten still. Mit verschränkten Armen sah der Jude auf diese erschütternde Scene. Er vermochte nicht,

sich von der Stelle zu bewegen. Vater Sander aber sang mit lauter Stimme:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Sein Wort kann niemals trügen;
Er führet mich auf rechter Bahn,
Drum laß ich mir genügen
An Seiner Huld,
Und hab' Geduld.
Er wird mein Unglück wenden,
Es steht in Seinen Händen."

Die Töne verhallten langsam. Der Vater sah mit gefaltenen Händen still vor sich hin. Da schrieen die Töchter plötzlich laut auf:

„Sie stirbt! Sie stirbt!"

Stumm, mit dem Ausdruck des unendlichen Schmerzes, beugte sich der Vater zu der Entschlummerten herab und drückte ihr die Augen zu.

„Fahre wohl!" flüsterte er.

Alles war still. Nur das Schluchzen der Töchter ward gehört. Der Jude war verschwunden. Vater Sander bekämpfte den neuerdings aufsteigenden Schmerz, sein Angesicht nahm den Ausdruck rührender Ergebung an und zum zweiten Male sang er mit klingendem Tone:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Er ist mein Licht, mein Leben,
Der mir nichts Böses gönnen kann,
Ihm will ich mich ergeben.
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Muß ich den Kelch gleich schmecken,
Der bitter ist nach meinem Wahn,
Laß ich mich doch nicht schrecken."

Achtzehntes Kapitel.

Da flog ein neues Gerücht durch die Stadt, das war wunderlich ausgestattet mit den seltsamsten Erzählungen und klang die eine derselben noch unglaublicher als die andere.

Die Helleben'sche Fabrik war es, welche Aller Blicke auf sich zog. Ihr Besitzer, der für einen reichen Mann gegolten hatte, stand plötzlich am Bankerott. Er regulirte seine Angelegenheiten und kam, wie man zu sagen pflegte, mit einem blauen Auge davon. Zwar mußte er sein prachtvolles Haus in der benachbarten Handelsstadt aufgeben, er mußte seinen Landsitz, der als ein Muster der Schönheit galt, verkaufen und sonst manche Opfer bringen, aber es blieb ihm doch seine großartige Fabrikanlage, worin er eine Wohnung bezog und es hatte den Anschein, als ob er sich nach einigen Jahren wieder auf die Beine bringen und den alten Wohlstand wieder erlangen werde.

Ein anderes Gerücht kreuzte sich mit dem erstern. Da hieß es, die Unglücksfälle des Helleben'schen Hauses seien nicht Alle kund geworden. Das Uebel liege tiefer und wenn der Schleier einmal falle, werde es furchtbar tagen. Wenn Recht und Gerechtigkeit walteten, so hätte der Besitzer auch nicht einen Groschen davon bringen und mit dem weißen Stabe davon gehen müssen, vorausgesetzt, daß man ihn noch hätte ziehen lassen. Aber so gehe es den Reichen und Vornehmen; die kämen immer mit einem blauen Auge davon. Hätte ein ordinairer Bürgersmann sich dergleichen Satanskniffe zu schulden kommen lassen, man würde ihn ganz anders angefaßt haben.

Fern von all' diesem Geträtsch saß der industrielle Freiherr in seinem Kabinete vor einem glimmenden Kaminfeuer. Die aneinander haltende Asche einzelner ver-

brannter Papiere schwebte wie schwarze Geister über der Gluth. Hellleben athmete auf:

„Nun ist's vorbei. Unmöglich wird mir jetzt noch Jemand etwas beweisen können. Der letzte Schlag ist geschehen, die Vergangenheit liegt hinter mir. Jetzt gilt es, eine neue Zukunft zu erbauen und das soll mir, wie ich denke, wohl gelingen."

Er war aufgestanden und trat an sein Schreibpult, ein Blatt nehmend, worauf eine gar künstliche Berechnung geschrieben stand:

„Bisher war ich blind mit sehenden Augen, aber hier steht es so klar, so deutlich, daß man nicht mehr zweifeln darf. Ich setze das Letzte daran. Schlägt das auch fehl, bin ich ruinirt. Aber es wird nicht."

Ein leises Klopfen unterbrach ihn. Er öffnete eine verborgene Thür. Aron Moses schlüpfte herein.

„Sagen Sie bald, was Sie haben zu sagen. Ich muß nach Hause, mir is krank."

„Was fehlt Dir denn?"

„Ich weiß nicht, aber mir is durch un durch krank. Ich komme aus einem Hause, wo ich habe sterben sehen einen Menschen. Fragen Sie mich nich weiter! Was soll ich?"

„Was Du sollst? Habe ich Dir nicht Geld und Vollmacht gegeben, um in den verschiedenen Hauptcollecten des Landes diejenigen Nummern setzen zu lassen, welche ich Dir bezeichnete?"

„Habe ich nich abgegeben die Loose, welche sind geschickt worden von meinen Agenten? Was soll ich mehr?"

„Aber der Erfolg? Keine Nachricht von irgendwoher?"

„Nachrichten genug, aber sie taugen nich. Einmal pfutsch! Zweimal pfutsch! Man muß sehen, was will kommen zum dritten Male. Aber da derzu gehört neues Geld, un was Sie mir gegeben haben, is aufgezehrt."

Hellleben zählte eine Summe in Dukaten auf. Aron Moses strich sie ein.

„Mein Credit ist erschöpft. Wenn ich nicht auf diese Weise einen Hauptschlag ausführe, so ....“

Er unterbrach sich. Jener setzte die Rede fort: „So sind Sie ruinirt?“

„Das habe ich nicht gesagt. Jude, Du wirst verdammt dreist. Noch bin ich, was ich war. Nimm Dich in Acht!“

„Warum haben Sie lassen sich sehen in die Karten? Als ich nich wäre krank vom Sterbensehen, ich wollte geben eine andere Antwort. Die Geschäftchen werden besorgt. Gute Nacht.“

Der Jude ging mit der empfangenen Summe fort, aber er kam nicht wieder, um einen glücklichen Erfolg zu melden. Hellleben ward nicht müde, das Glück zum stehen zu zwingen, allein dem Glück gelang es stets, ihm zu entfliehen. Da liefen eines Tages mehrere Briefe ein, die den Fabrikherrn bis spät Abends beschäftigten. Er saß in seinem Cabinet und hatte befohlen, ihn nicht zu stören. So sagte sein alter Diener, als Nachfrage gehalten wurde.

Mitten in der Nacht erhob sich ein plötzlicher Lärmen. Das Horn des Wächters erschallte, die Trommeln wirbelten, von den Thürmen erklang die Sturmglocke. Lichter flogen an den Fenstern hin und her, erschreckt stürzte Alles auf die Straße hinaus: Die großen Hellleben'schen Fabrikgebäude standen in Flammen. Das Feuer brannte hell an den verschiedensten Seiten und griff mit so rasender Schnelle um sich, daß an eine Rettung nicht zu denken war. Man mußte nur Gott danken, daß man mit eigner Lebensgefahr die Menschen rettete, welche dasselbe bewohnten. Unter diesen war auch der Besitzer jener Gebäude, den man völlig bewußtlos aus Rauch und Flammen trug.

Auf dem Heimwege zur Stadt, den Jeder einschlug, als das Feuer ausgetobt hatte, sagte Einer: „Der arme Herr! Von dem Schlage erholt er sich nicht so leicht wieder.“ Und ein Anderer, der besser unterrichtet zu sein

glaubte, entgegnete rasch: „Oder erst recht. Manchmal erweckt ein tüchtiger Aderlaß vom Tode zum Leben.“

Dieses neue Ereigniß gab den Leuten so viel zu sprechen und zu kritteln, daß sie ganz davon erfüllt waren und den Prozeß des Rathsschreibers ganz und gar vergaßen, der doch seinen ruhigen Gang fortging.

In fröhlicher Behaglichkeit saß der Senator Kronberger in seinem Zimmer und las einen Brief der Geheimräthin Blomer, derselben Dame, mit welcher seine Tochter nach Italien gereist war, und die sich jetzt eben in Neapel aufhielt. Von diesem ziemlich umfangreichen Briefe springt uns die nachfolgende Stelle gerade in's Auge:

„Und so sind denn Ihre Befürchtungen glücklicherweise in Nichts zerronnen, mein verehrter Freund. Ihre Kunigunde ist völlig hergestellt, die Wunde ihres Herzens ist vernarbt, sie denkt jener unseligen Leidenschaft mit keiner Silbe mehr. Ja, was noch mehr sagen will, ihr unbefangenes Gemüth öffnet sich andern Eindrücken und Sie dürfen vielleicht bald gar erfreulichen Nachrichten entgegensehen. Es hat sich nämlich gefunden, daß mein Neffe, der sich mit Ihrer Erlaubniß um Kunigundens Herz und Hand bewerben durfte, bei seiner Ankunft in Amerika bei weitem nicht diejenigen Schwierigkeiten vorfand, die er erwartete, so daß er schon nach Monatsfrist zurückreisen konnte. Ich hatte ihm unterdessen geschrieben, in wessen Gesellschaft und wo ich sei. Diese Briefe fand er nach der Heimkehr bei seinem Banquier in London, der unsere Correspondenz besorgen sollte. Blomer's Entschluß war sogleich gefaßt. Er reiste direkt nach Italien ab und ist nun schon vier Wochen bei uns, ist Kunigundens täglicher Gesellschafter und wird ihr täglich lieber. In diesem Augenblicke schwebt sie so leicht und zierlich, so heiter und unbefangen an seinem Arm die Treppe hinab, daß ich sie mit inniger Freude betrachte und dem höchsten Lenker der Dinge aus tiefinnerstem Herzen danke ....

.... Dies schrieb ich vor drei Tagen. Ich wurde abge-

rufen und finde erst jetzt die nöthige Muße, den Brief zu schließen. Es ist mir auch recht lieb, denn es ist mir nun vergönnt, ihm den besten Schluß zu geben, den Sie sich nur wünschen können. Die jungen Leute haben sich gegen einander erklärt. Kraft der Vollmacht, welche ich von Ihnen empfangen, habe ich gesegnet und beglückwünscht. Alles ist froh und heiter, vorzüglich der Bräutigam, der sich des lieblichen Bräutchens freut und sein Glück noch gar nicht fassen kann. Wir haben unter diesen Umständen beschlossen, unsern Aufenthalt in Italien bedeutend abzukürzen, und auf geradem Wege zu Ihnen zu eilen. Welch ein Wiedersehen!"

Kronberger empfand das reine Glück, welches ein Vaterherz empfinden muß, wenn ein verirrtes Kind mit mildem Ernste auf den rechten Weg zurückgeführt wird und sich auf demselben erhält, ohne wieder zu straucheln. Sein ganzes Gemüth war voll reiner Dankbarkeit und jeder edlen Empfindung so offen, daß es ihn bis zu Thränen erschütterte, als ihm die amtliche Meldung zuging, der Gerichtshof habe über den ehemaligen Rathsschreiber Arnold Sander das Urtheil gesprochen, und auf lebenswierige Zuchthausstrafe erkannt.

„Der Unglückliche!" rief er mit Thränen in den Augen. „Wenn es eine Möglichkeit gewesen wäre, ihn zu retten, ich würde kein Opfer gescheut haben. Aber es ging nicht. Fast denke ich mit Zittern des mir zu Theil gewordenen Vaterglückes, wenn ich eines andern redlichen Vaters gedenke, der in diesem Augenblicke den Becher des tiefsten Leidens leeren muß. Ersparen kann ich ihm denselben nicht, aber meines tröstenden Wortes, meines redlichen Händedrucks soll er nicht entbehren."

Ein Bild des Jammers und des Elends saß Arnold in dem Gefängnisse, jeden Augenblick des Rufes gewärtig, nach derjenigen Strafanstalt abgeführt zu werden, welcher er zugetheilt war. Es war ihm vergönnt worden, diejenigen Personen, welche er vor der Abreise nach dem Grabe seines Daseins noch einmal zu sehen wünsche,

namhaft zu machen, damit man sie herbei rufe, allein er hatte nicht den Muth, in irgend ein Antlitz zu sehen, das um seinetwillen von den Furchen des Grams durchschnitten war.

Da öffnete sich die Thür des Kerkers. Arnold schrie laut auf. Sein Vater stand vor ihm.

„Kommst Du, um mir Deinen Fluch zu geben? Schleudere ihn herab, damit ich mich nimmer aufrichte.“

Vater Sander sagte mit klangloser Stimme: „Ich bringe Dir den Segen Deiner Mutter.“

„Meine Mutter!“

„Sie kränkelte seit lange. Der Gram um Dich hat ihr vollends das Herz gebrochen. Nun ist sie hinüber. Ihr letztes Wort war Segen über Dich. Ich habe ihren Willen erfüllt und es Dir überbracht.“

„Und Du, Vater! Und Du?“ sagte Arnold mit bebenden Lippen. Er wäre zu ihm geeilt, wenn nicht die Kette ihn gehindert hätte.

„Lasse sie nur rasseln, Du mußt Dich an diesen Klang gewöhnen lernen,“ sprach der Vater mit Bitterkeit.

„Barmherzigkeit!“

„Hast Du sie mit mir gehabt? Aber das ist Alles abgethan. Ich fluche Dir nicht, ich mache Dir keine Vorwürfe, aber die Liebe zu Dir ist in meinem Herzen für immer erloschen.“

„O, wie das brennt!“

„Es ist das Brennen einer Wunde, die Du Dir und uns Allen schlugst. Ich trage Dir dies nicht nach, denn Du hast ohnedies schwer genug zu tragen. Daß ich so zerrüttet, den Tod im Herzen und im Auge vor Dir erscheine, kann ich Dir nicht sparen. Ziehe hin! Möge Dir Gott gnädig und barmherzig sein.“

„Noch einmal nur laß mich Deine Hand an meine Lippen drücken! Noch ein Mal in dieses Antlitz schauen.“

„Du wirst keinen Trost daraus schöpfen. Mein Weib ist hinüber. Meine arme Anna, die an einer unerwiederten Liebe dahin siegt, wird ihr bald folgen. Margarethe ist

das unglückliche Weib eines herzlosen Spielers. Und Du ....“

„Gerecht, aber hart ist die Strafe, die ich leide. Gott wird mir barmherzig sein.“

„Damit er es sein kann, demüthige Dich vor Ihm und halte Seiner züchtigenden Hand stille, so wirst Du einst aus dem Quell Seiner Gnaden schöpfen können. Lebe reuig, und es wird Dir werden, was zu Deinem Frieden dient.“

Er wandte sich zum Gehen, aber die Rührung übermannte ihn dergestalt, daß seine erkünstelte Fassung dahinschwand. Er eilte zu seinem Sohne, drückte ihn mit zitternden Armen an seine Brust und sagte: „Gott gebe Dir Seinen Frieden! Ich vergebe Dir und segne Dich!“ Dann wankte er zum Kerker hinaus.

Polternd fuhr der Zellenwagen über das holperige Steinpflaster einer Nebenstraße, als einige Männer, die aus der Schenke vor dem nahen Thore heimkehrten, demselben entgegen kamen.

Einer von ihnen sprang im angetrunkenen Muthe den begleitenden Polizeisoldaten entgegen und schrie ihnen zu:

„Wohin, zum Donner, wollt Ihr mit dem Thierkasten? Zieht wohl damit auf die Jahrmärkte?“

„Der Rathsschreiber Arnold Sander sitzt darin,“ entgegnete einer der Polizisten. „Er wird an seinen Bestimmungsort, den Steinberg abgeführt, um dort seine Strafe zu verbüßen. Macht Platz, Ihr Leute, macht Platz!“

Und unaufgehalten rollte der Wagen weiter.

Als die Worte des Polizisten über die Straße hinschallten, vernahm man einen Schrei des Entsetzens, den die weiter fortschreitenden Männer nicht beachteten. Er kam von einem Manne her, der, an einen Bretterzaun gelehnt, mit stieren Augen das Fuhrwerk verfolgte. Die Kleider hingen unordentlich um seinen Leib und waren zerrissen, sein Haar war struppig, das Gesicht aufgedunsen. Es war das abschreckende Bild eines vom Trunke

innerlich zerstörten Lottospielers. Als der Wagen aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, raffte er sich zusammen und schwankte seiner Wohnung zu. Es war der Tischlermeister Matthias Hagen.

Am folgenden Tage trat die alte Frau in die Thür, welche der armen Margarethe öfter mit einiger Suppe und vielen müssigen Redensarten zu Hülfe gekommen war, und sehr darüber schalt, daß ihr Mann auf eine andere Weise in der Lotterie spielte, als sie. Sie sah neugierig nach oben und sagte:

„War es mir doch, als ob ich heute Nacht etwas die Treppe hinaufpoltern hörte. Am Ende sind die Leute wieder zurückgekommen und das Leid fängt von vorne an. Muß doch einmal nachschauen."

Sie ging die Treppen hinauf, mit sich selbst überlegend, welchen Vorwand sie nehmen wolle, um ihren zeitigen Besuch zu entschuldigen. Aber kaum hatte sie die Thür geöffnet, als sie todesbleich zurückprallte. Am Fensterkreuz hing ein Mann. Es war Matthias Hagen, eines der vielen Opfer des Fünfnummern-Teufels.

Wir stehen vor einem Keller, worin ein Detailgeschäft von Lebensmitteln und Getränken betrieben wird. Sagen wir, wurde, denn die Kasten und Kisten waren geleert, und wenn in den Flaschen und Fässern noch irgend eine Neige übrig geblieben war, so sorgten Wirth und Wirthin redlich dafür, daß sie in die eigne Kehle hinabfloß. Darin waren Beide Eins und nur dann entzweiten sie sich, wenn entschieden werden sollte, wem der entdeckte Labetropfen zufließen müsse, denn Jeder von ihnen gönnte sich selbst Alles und dem Andern nicht das Weiße im Auge.

Während eines solchen entscheidenden Kampfes betreten wir den Schauplatz. Der Mann hat eine Flasche entdeckt, worin sich noch ein ansehnlicher Branntweinsrest befindet, und will sie eben zum Munde führen. Aber in demselben Augenblicke fährt das Weib wie eine Furie auf ihn los und hält seinen Arm:

„Wenn Du Dich unterstehst!....“

„Nun, und dann?“

„Ich kratze Dir die Augen aus, wenn Du auch nur einen Tropfen davon trinkst.“

Er schüttelte das Weib von sich ab und sagte: „Liesbeth! Der Mann ist das Haupt! Er muß die Gedanken für Alle haben und also muß er sie auch begießen können. Auf Deine Gesundheit, Du alter Drache!“ Aber schnellfüßig war sie auf die andere Seite des Ladentisches gesprungen und fiel ihn hinterrücks an. Sie balgten sich furchtbar, bis sie endlich, Beide erschöpft und ermattet, von einander abließen und Jedes knurrend und brummend in einen Winkel kroch.

Dieser Auftritt, der sich, wer weiß zum wie vielsten Male wiederholte, hatte kaum noch einige neugierige Nachbarn herbeigezogen. Nur ein alter Mann stand mit einem halbwüchsigen Burschen vor dem Eingange des Kellers. Sie hatten die ganze Scene mit angesehen und der Alte sagte:

„Die Leute da hatten es zu ihrer Zeit gar gut. Er heißt Andreas, und war ein junger kräftiger Arbeiter auf der Hellebenschen Fabrik. Sie, die Liesbeth, diente draußen bei dem Wirthe, der sich dort angesiedelt hatte. Beide hatten sich gern und es wäre wohl etwas Gescheutes daraus geworden, wenn er bei seiner ehrenvollen Arbeit geblieben, und die Liesbeth als sorgsame Hausfrau zu ihm gezogen wäre. Aber damals ging es ihnen, wie jetzt Dir, der Teufel legte ihnen ein Ei in's Nest und blendete sie. Die Dirne hatte sich verleiten lassen, ein Viergroschenstück in die Lotterie-Collecte zu tragen und der Jude brachte ihr die Woche darauf den Gewinn, den er in blanker Münze, in Gegenwart des Bräutigams, vor ihr aufzählte. Damit war Lied am Ende. Sie versuchten es gemeinschaftlich noch ein Mal und es glückte wieder. Nun schütteten sie ihre Ersparnisse dazu, verließen den einträglichen Dienst und zogen in diesen Keller, um durch Spiel und Müssiggang zu wohlhabenden Leuten zu wer-

nen ihres Lebenspfades, wenn auch nicht mit Rosen, doch mit bescheidenen Blümlein, aus welchen ihnen der Geist Gottes, der die ganze Schöpfung belebt, entgegen leuchtete.

In der Straße, wo der Jude Aron Moses wohnte, entstand eines Morgens ein großer Tumult. Während der Hellebenschen Untersuchungssache hatte es sich ergeben, daß der Jude als Agent des Fabrikherrn nicht unwesentlich betheiligt gewesen war und zu manchem Truggeschäft die erste Veranlassung gegeben hatte. Der Oberrichter verfügte sogleich dessen Verhaftung, aber der Jude mochte Wind davon bekommen haben, und war nicht zu finden. Alle Nachforschungen halfen nichts: Er blieb verschwunden.

Wann und wo er an einem andern Orte wieder aufgetaucht ist? Ich kann es nicht sagen, aber fürchte nur Niemand, daß er seinem Schicksale entschlüpft ist. Er hat das Unheil des Lotto nicht erschaffen, er ist blos einer der Diener gewesen, die der Fünfnummern-Teufel mit einem Funken seines höllischen Geistes belebte. Als er ihn an dieser Stelle nicht mehr gebrauchen konnte, sandte er ihn an eine andere. Aber wenn einst der Tag kommt, der seine irdische Laufbahn endet, und er erscheint, des Lohnes harrend, vor dem Throne seines Herrn, ihm sagend: „Da sind die tausend und tausend Seelen, die ich Dir zugeführt, was kannst Du mir dafür bieten.“ Dann wird die Kralle des Teufels nach seiner Kehle greifen und ihn mit Hohngelächter in den Abgrund ewiger Verdammniß schleudern.

Die letzte Figur verschwindet vom Schauplatze und mit ihrem Abgange endet unsere Erzählung. Es sinkt der Tag und aus der geheimnißvollen Tiefe steigt die Nacht mit ihrem Schweigen und ihren Schauern. Das Auge des Dichters sieht hell auch in der Finsterniß und was tief-geheimnißvoll sich vor seinen Blicken gestaltet, er durchschaut es mit kundigem Auge. Was in dem e i n e n Rahmen sich vor uns zu einem Lebensbilde gestaltete, das wiederholt sich — so weit der Fünfnummern-Teufel sein Reich aufgeschlagen, — an allen Enden und

Ecken; es ist der Noth und des Jammerns kein Ende. Ueberall dasselbe Leid, dasselbe Vernichten und Verheeren, — ein wahrhaftes Reich des Teufels auf Erden.

Sobald der erste Schlag der Mitternachtsstunde durch die Lüfte bebt, steigt aus seinem Abgrunde Satan sammt dem höllischen Gefolge, und schaut das Werk an, das sein Fünfnummern-Teufel vollbracht hat. Der aber kniect vor ihm nieder und spricht mit schmeichelndem Tone:

„Herr! Schaue nach Aufgang und nach Niedergang! Da liegen die Tausende, die ich Dir zum Opfer gebracht, und daneben stürzen die Andern, die ihnen folgen und es werden noch stürzen ganze Geschlechter und Generationen, bis Du selbst rufst: Es ist genug! Bist Du mit mir zufrieden?"

Und Satan neigte sich ihm freundlich und umkrallte ihn mit höllischer Gnade.

Aber in demselben Augenblicke schlug es Eins. Der erste Lufthauch des eben gebornen Tages flog kaum bemerkbar durch den unendlichen Raum und der Spuk der Finsterniß sank in die Tiefe zurück.

Daß er für ewig dort bleiben müßte! Daß er nie wieder auftauchen könnte aus der Tiefe! Aber der Fünfnummern-Teufel geht noch immer mit geschwungener Hippe umher, die Pest der Zahlen-Lotterie verzehrt noch immer die reichsten und blühendsten Länder im Süden und Norden unseres Gesammt-Vaterlandes.

Wo ist Sigurd der Schlangentödter? Wo St. Georg, der den Drachen erlegte?

Auf, Ihr Regierungen und Ihr Kammern! Hier ist ein Kampf Eurer würdig und unvergänglicher Ruhm lohnt den Ueberwinder. Setzt den Fuß auf diese tausendköpfige Hydra, zermalmt sie und macht das Land frei von dieser lastenden Kette des jämmerlichsten Sclaventhums.

Ihr wollt ein neues Reich der Freiheit und der Herrlichkeit gründen und duldet darin diese Schmarotzerpflanze der Tyrannei und der Knechtschaft? Ihr wollt die Men-

schen beleben mit dem geheiligten Geist der höchsten Menschenwürde und laßt sie diesen Pesthauch der tiefsten Entartung athmen? Wenn das kein Widerspruch ist, so giebt es auch keinen Widerspruch zwischen Gott und Teufel.

Also auf, Ihr Regierungen und Parlamente! Ihr Beförderer für Menschenwohl und Volksglück! Ihr Redner in den Klubbs und Vereinen! Hier ist ein stolzer Vorwurf für Euere Beredtsamkeit! Versucht's! Laßt den Donner Eurer Worte den trägen Schlummer wecken, damit er sich wachend erhebe und den unersättlichen Vampyr von sich schleudere! —

Und wenn Ihr es gethan mit Ernst und Eifer, wenn es Euch gelungen, seid Ihr des schönsten Kranzes werth!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smidt, Heinrich,

Allgemeine deutsche Volks-Bibliothek

Bd.: 3,5

Berlin 1849

P.o.germ. 1527 sp-3,4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122002-5